

Aus der Kinder- und Schulzeit.

In dem Dorfe Nammerzweier, in der Gegend, die man Nebengebirge nennt, wurde ich bei Offenburg in Baden am 11. Januar 1849 geboren. Mein Vater Bartholomäus war Nebemann, er war, wie die Mutter Ursula, geborene Röniger, ein Kind des Ortes. Der Großvater Johann hatte von seinen Vorfahren die Erzählung überkommen, daß die Belli am Orte von einem am 27. Juli 1676 im Gefecht bei Sasbach, in dem General Lurenne fiel, verwundeten italienischen Soldaten der kaiserlichen Armee herstammen. Er wurde von einem Bauern gepflegt, blieb nach seiner Genesung da und verheiratete sich mit der Bauerntochter.

Meine Eltern gehörten dem bäuerlichen Mittelstand an und schlugen sich auf ihrem nicht schuldenfreien Besitztum fleißig und rechtschaffen durch. Überfluß war nicht da, aber auch keine Not.

Der Belli-Barthl war ein tüchtiger Weinbauer und galt bei seinen Mitbürgern als Autorität auf diesem Gebiet. Für ebenso sachverständig hielten sie ihn in den Geheimnissen und Gleichnissen der Heiligen Schrift. Mein Vater war einer der wenigen katholischen Bauern, die im Besitz der Bibel waren. An Sonn- und Feiertagen oder nach des Werktags Mühen mußte er nicht selten Gewissensberuhiger und Trostspender für bedrückte Leute sein.

Bei der Arbeit im Hause, in Neben, Feld und Wald mußte ich schon früh mit angreifen. Fünf Jahre war ich alt, da brachte mir das „Christkindl“ einen bunten Kuckorb, der aus blau und rot gebeizten Schienen zusammengesetzt war. Zwei Tage darauf trug ich in meinem Spielzeug Dung in die Neben. Ich war traurig, daß man das schöne Ding mit so etwas anfüllte, da erfuhr ich aber, daß für einen Bauern solche Umwandlungen nicht am Plage wären. Nun stemmte ich mich stolz gegen den Kuhstoll, unser Knecht Simon mußte aufladen, fortel nur hinein ging. Wenn ich auch klein war, so sollten sie doch sehen, daß ich stark genug war.

Der Frühling brachte uns Kindern die Freude des Blühens. Wir sahen Stauden, Hecken und Bäume sprossen, wir erlebten, wie die Früchte reifen. Morgens um vier Uhr schlich ich heimlich in den Garten, blinzelte sehnsüchtig zum Kirschbaum auf, ob seine Kirschen schon schwellen und röteln. Das tat ich vor dem Schulgang noch einmal, tagsüber, so oft ich konnte. Wehe aber dem, der vor der Reifeproklamation unserer Früchte der Versuchung, zu naschen, nicht widerstand. Das Haselstüßli stand allezeit bereit im Herrgottswinkel.

An Simon, dem Knecht, beobachteten wir, wie es um die Früchte stand. Wurde am Sonntag vor dem Gottesdienst eine Leiter von ihm erprobt, ein „Chriesthoge“ und Pentekföbrli aus dem Geräteschuppen hervorgeholt, dann war unser Heil nahe. Solche Gantierungen gingen immer ohne einen Laut vor sich und ohne ein Wort, im Gegensatz zu den Proklamationen der Großen der Welt. Lud der Knecht mich als Ältesten nach dem Gottesdienst ein, Hoge und Körbli zu tragen, so war für mich der Himmel auf der Erde. Doch auch im Sommer und Herbst über reifen viele Früchte; so durstern wir Kinder, ein Bruder und Schwesterchen noch, recht oft in unseren Himmel steigen. Freudig verrichteten wir die Arbeit des Heuens und der Ernte, im Herbst die heitere und mühsame Lese des Weines.

Das war in gesegneten Jahren. Es gab auch andere, dann hielt die Trauer bei uns Einkehr. Von solchen Zeiten erzählte man sich bei uns zu Lande: Begegnet man in einem guten Weinjahr einem Bauern aus dem Nebgebirge und fragt ihn, wohin er wolle, antwortet er lebhaft und heiter: „In d' Stadt, einen Schoppen Wein trinken und Braten essen!“ War es ein schlechtes Jahr, so klang es trüb: „A' Offenburg, a' Laibli Brot hole.“

Gebetet wurde in diesen Tagen mehr als sonst. Gerade in meine ersten Erinnerungsjahre fielen die Hungerjahre jener Zeit. Bei den Wohlhabenden ging es schon knapp her, die Ärmeren und Tagelöhner hatten aber gar nichts. Man kannte damals kaum etwas von Industrie. Die Kinder der Armen wurden umgeacht, das heißt sie mußten reichum bei den Wohlhabenden-essen. Auch alte, der Gemeinde zur Last gefallene Invaliden wurden umgeacht. Mir ist noch ein Alter im Gedächtnis, der Dhyler-Valentin. Er war Soldat und Seemann gewesen und kam an seinem Lebensabend ohne Mittel nach Hause. Da fand er im Gemeindehaus Quartier, er mußte Steine klopfen und die Straße in Ordnung halten. Dafür durfte er bei den reichen Bauern drei Tage, bei den mittleren zwei und bei den kleinen Bauern einen Tag in der Reihum essen. Des Abends zuvor meldete er sich an. „Morgen gib't's Bohnen, der Dhyler-Valentin kommt.“ rief dann jedesmal die Bäuerin in die Küche. Und so mußte der Arme fast nur von Bohnen leben. Der Alte rächte sich dann, kam ihm ein Bauer in Sicht, durch ein hellknatterndes Peloton. Wenn der Bauer darüber murrte, so brummte der Valentin: „Do sin eure Bohne schuld.“

Die gemeinsame Kirche der Gemeinden Nammerdweier, Zell-Meierbach und Fessenbach, genannt der Weingarten, liegt einsam in den Weinbergen. Steinige und steigende Wege führen von jedem der vier Dörfer dahin. Diese „Bühwege“ wurden damals fleißig begangen, um die Not fortzubeten. Sophie, meine Freundin, nahm

mich Jungen mit in den Weingarten, um ihr beten zu helfen. Nicht weit von der Kirche sank sie kraftlos vor Hunger an den Weigrain und konnte sich nicht mehr erheben. Ich stand ratlos und erschrocken da, raffte mich aber doch auf und lief in das eine Viertelstunde entfernt liegende Schulhaus. Dort gab man Suppe, Wein und zur Hilfe zwei kräftige Jungen mit. Sophie wurde von ihnen gestärkt, ins Schulhaus getragen, und ich zottelte meinem Elternhause zu, unterwegs viele Vaterunser für das Mädchen betend. Von solchen und ähnlichen Fällen hörte man damals oft die Leute erzählen.

In Offenburg hatte sich ein Komitee gebildet, das Brot und Suppe an die Armen im Nebgebirge verteilte. Männer wurden vom Gemeinderat bestimmt, die in Tragblättern die Suppe aus der Stadt holen mußten. Bald erzählte man sich im Dorfe, daß diese Bittmänner unterwegs abstellten und im voraus die Suppe für ihre Angehörigen ausschöpften. Die bäuerliche Platzversammlung wußte sich zu helfen, die Bitten bekamen Deckel mit einem Schloße versehen. Die Schlüssel befanden sich beim Komitee und beim Bürgermeister.

Die Offenburger Suppenpender wurden aber von den wohlhabenden Bauern noch tüchtig beschimpft. Sie nannten sie „Freimaurer“ und „Seelenverkäufer“, beschuldigten sie überdies, sie wollten die Almosenempfänger den Freimaurern und Moneganern zuführen. Dem Komitee in der Stadt schienen Männer des Fortschritts angehört zu haben. Die erbgiltigen Bauern wünschten ihnen alles über den Hals, nur nichts Gutes. Als ein vollblütiger Bierbrauer einem Schlagfluß erlag, raunten sich die Bauern zu: den habe an einem stillen Ortchen der Teufel geholt. Pfarrer und Kaplan suchten solchen Legenden zu steuern, da wurde ihnen von den Bauern mit Denunziation bei dem Bischof gedroht.

Zinsen, Steuern und Zehentablsungsraten konnten in diesen Zeiten von vielen nicht mehr bezahlt werden. Der Presser (Gerichtsvollzieher) und der Ortsbote hatten vollauf zu tun. Einem Bäuerlein nach dem andern ging es an die Kehle. Die meisten der Abgeschlachteten wanderten über das „große Wasser“.

Auch meine Eltern erlitten manchen Puff. Ein Wagen Karben war eben eingebracht worden, und wir saßen rastend bei Mettig und Butterbrot am Wespertisch, da kam ein Mann in der Dienstmütze zur Türe herein. Alles erschraf vor ihm, denn es war der gefürchtete „Presser“. Ich verstand nicht, was er den Eltern sagte, aber ich sah danach meine Mutter noch wochenlang täglich weinen, und auch der Vater schaute schweigsam und sinnend drein. Aus ihren Gesprächen hörte ich, daß eine Bürgerschaft für einen Freund bezahlt werden mußte. Der Vater verkaufte Grundstücke, aber der Freund kam doch auf die Bant, denn der Schulden waren zu viele.

Diese traurige Zeit ging zu Ende. Das Jahr 1856 brachte wieder Getreide, Früchte und Wein.

Ich war mittelmäßig Dorfschüler geworden. Fünffmal in der Woche war Unterricht, im Tage drei Stunden. Im Sommer begann er frühmorgens um sechs, dazu hatten wir viele Vafanzen, um den Eltern in Feld und Aeben helfen zu können. Des Schulmeisters Neben und Hopfenäcker „durften“ wir ebenfalls bestellen helfen. Das Lernen ging mir leicht, nur lose Streiche konnten mich zeitweilig von meinem bevorzugten Plake bringen. Die Gestalten unserer Schulmeister reizten uns Kinder gar zu sehr zu Wubensstreichen. Da war Kasar Eller, ein Mann, der keine Gurken riechen konnte. Sepp der Kleine sorgte ausgiebig für frisch zerschnittene und duftende Ware. Dann wurde das Haselstößlein mit Kerben versehen, damit die Strafe gelind sein möge. Kaum kam es jetzt auf meinen Rücken, so brach es entzwei. Kasar Eller sandte mich hierauf in den Wald: „Dort holst du mir neue Haselsteden und Birkenreisig zu Ruten,“ sagte er mit hinterlistigem Lächeln. Den Gang tat ich gern, doch den Rückweg fand ich nur mit langererspätung. Das forderte neue Strafe heraus, und die erfolgte mit dem neuen kerblosen Stecken. Aber ich war trotzdem des Lehrers Liebling. Wenn es zur Osterprüfung ging, befand ich mich wohl, ich wurde als Klausurheber warm gehalten.

Diese Prüfungen geben übrigens dem damaligen Unterrichtswesen ein seltsames Zeugnis. Die zivile und staatliche Behörde war nur durch einen benachbarten Schulmeister vertreten, dagegen war der Pfarrer vom Dorfe selbst und ein anderer da, der Delan und der geistliche Rat aus der Stadt, oft noch der Kapittelvorsteher. Es wurde Rechnen, Zeichnen und Schreiben geübt, Katechismus und Bibelerzählungen, Bibelerzählungen und Katechismus. Auch ein bisschen Geographie und sogar Geschichte: Hermann der Cheruster und die Kreuzzüge. Das war alles. Was sich sonst im Laufe der Jahrhunderte ereignete, blieb uns dunkel. Von unserem Vaterländchen wußten wir nicht viel mehr als Größe und Namen. Wer es beherrschte, war uns auch nicht klar, wir Kinder zankten uns oft handgreiflich darüber, wer der Höhere wäre: der Bischof in Freiburg oder der Großherzog in Karlsruhe. Der Sieg blieb aber dem Bischof, denn ein Lutherischer konnte doch nicht Herrscher sein.

Das Regtment in der Schule führte der Kaplan. Er kam ein paarmal in der Woche, dann geschah, was er anordnete. Einmal kündigte er vor uns Kindern an, daß ein schon festgesetzter Beichttag verschoben sei. Mir entschlipfte vor Vergnügen darüber ein halblauter Lach, freudig rieb ich die Hände. Da hatten mich seine mageren und langen schwarzen Fänge auch schon aus der Bant

gerissen. Ich wurde auf seinen Knochenschentel gelegt, ein Mitschüler reichte den Haselsteden, und die Stöße sausten. Ich wehrte mich mit Händen und Füßen dagegen, trampelte mit den Schuhen an seinen dünnen Beinen herunter. Da hatte sich der Gänagel meines Abfases in der Hose fest, es tat einen Biß, der mit wunderbarem Geräusch bis zum Saume durchsekte. Die Kinder verhielten mit Mühe ihre Gefühle. Er setzte mich vor die Kire, mit der Mahnung: „Da draußen bleibst du, bis man dich hereinholt!“ Der Schulmeister fluchte den Schaden nothdürftig, und ich lief wohlgenut zur Mutter. Als die Schule zu Ende war, kam ein Schwarmer Kinder vor unser Haus gezogen, den Kaplan in der Mitte. Schnelligst entwischte ich durch die Hintertür und kletterte auf den Birnbaum. Der Seelenhirte rief: „Joseph, wo bist du?“ „Hier bin ich,“ erkönte es vom Baum. „Komm herunter!“ „So, aber erscht, wenn Ihr surt sin,“ erwiderte ich. Er ging mit seinem Schwarmer, betraute aber den Schulmeister damit, die Schandtat zu rächen. Die Strafe fiel jedoch sehr viel milder aus, als es der Seelenhirte gewünscht haben mochte, denn die Schulmeister waren nicht immer die Freunde des Kaplans!

Meine Eltern waren belesene Leute, wie viele Bauern der heimatischen Dörfer. Der Vater war schweigsam, aber die Mutter erzählte bei jeder Gelegenheit Geschichten und Schwarzwaldsagen. Sobald ich lesen konnte, versorgte sie mich mit Lesetüre. Ich lernte die heilige Genoveva kennen, die Gräfin von Brabant, später den heiligen Gustachus, den heiligen Hubertus und den gehbrunten Siegfried. Mit diesen Dingen und den Kalendergeschichten war ich bald fertig, dann borgte ich mir im Dorfe, was zu finden war.

Der Wunsch des Vaters war, mich studieren zu lassen; ich sollte Lehrer werden. Die Mutter aber widersprach dem eifrig. „Geistlicher muß er werden,“ schloß sie jedesmal. Der Lehrer wurde von den Bauern nicht sehr geachtet, noch nicht einmal als notwendiges Übel betrachtet und war im Rang dem Nachtwächter gleichgestellt. Sahen die Kinder zu Hause bei ihren Aufgaben, so sagten die Väter: „Dös brucht n'r nit.“ Ich erinnere mich an Fälle, daß Bauern in die Schule kamen und vor versammelter Klasse den Prouvisor, der nach ihrer Meinung den Sprößlingen zu nahe getreten war, mit den Fäusten bearbeiteten. In der Silvesternacht zog der Prouvisor mit einigen Burschen, die im Kirchenchor mitfangen, von Haus zu Haus, das Neujahr anzufingen. Das Entgelt war ein Groschen oder Sechser, der in Papier gewickelt durchs Fenster flog. Das war eine Ergänzung des dürftigen Lohnes!

Meine Eltern haben die Erfüllung ihrer Wünsche nicht mehr erleben dürfen. 1856 war wohl wieder ein besseres, für uns aber kein glückliches Jahr. Eine Typhusepidemie, damals Nervenfieber

genannt, holte sich im Dorfe seine Opfer. Die Weinlese war vorüber. Der Brauer und Wirt Jüngado von Kehl hatte den „Neuen“ erstanden und geladen. Das übliche Ladefest für den Käufer und Käufer wurde gefeiert mit Neuem, mit gekochtem Schinken, Käse, Apfel und Nüssen. Am Schlusse zählte der Käufer die blanken Kronentaler auf die Tischplatte, wir Kinder erhielten auch ein Trinkgeld. Vater verpackte den Schatz in einen Beutel und verschloß ihn in die Kommodenschublade. Nachts verhandelte er mit der Mutter und dem Onkel Joseph, der Knecht in unserem Hause war, lange, wie man diese Summe verwende. Zu Martini die Zieler, Hypotheken und Zinsen, dann die Steuer und zuletzt gab es noch für uns warme Sachen vom Oberkircher Jahrmarkt. Bald nach der frohen Ernte kam die böse Krankheit in unser Haus. Zuerst wurde der Onkel, dann Vater, Mutter, Schwester und Brüderchen Hans von ihr gepackt. Ich allein blieb verschont. Das war gut, denn Arbeit hatte ich jetzt genug. Zwei Ärzte, einer für Vater, Onkel und die Geschwister, der andere für die Mutter, kamen täglich angefahren. Dann wurden jedesmal mächtige Kolben verschrieben, die ich aus der Apotheke in der Stadt holen mußte. Einen Kronentaler um den anderen entnahm die Mutter dem Beutel. Traurig sah sie das Geld von mir fortkragen und zählte wehmütig die Tage bis zu Martini. Die zwei Ärzte waren nur offizielle Helfer des Brauchses wegen. Das richtige Vertrauen hatten die Sympathieärzte, zu denen man im stillen Voten mit Haaren, Urin und einem getragenen ungewaschenen Kleidungsstück sandte. Morlock in Vatersbrunn war Mutter's Vertrauter, Vater hatte seine Hoffnung auf den „Schläfer“, Doktor Wilhelm in Straßburg gesetzt. Zum ersten wanderte allemal über den Kniebis zu Fuß und bei Nacht Bekker Landolin, zum Letzteren fuhr mit der Bahn die Tante aus Offenburg. Landolins Ausrüstung mit Speck, Brot und Chriesenwasser sowie mit einem Amulet gegen umgehende Gespenster war jedesmal eine ernste Handlung.

Nach Straßburg durfte ich einmal die Tante begleiten. Wir fuhren bis Kehl und wanderten über die Schiffbrücke dem Mehrgertore zu. Neugierig betrachtete ich die als Lormache herumlungern den Notlosen. Ihre Galanterien waren wohl nicht sehr artig, denn ich entsinne mich, daß die Base sich herb dieser Schmeicheleien erwehren mußte. Wir spazierten durch die Zitadelle, dort bewunderte ich ehrfürchtig die schön aufgeschichteten Kanonenkugeln — denn daß die „Sommigete“ (der Spitzname für die Soldaten im Elsaß) das Badener Ländle einmal mit Kind und Regel verpeisen werden, war für mich außer Zweifel. Den Wunderdoktor hatten wir bald erfragt. Die „Schlafkonsultation“ ging vor sich. Für ein Guldenstück bekamen wir Trost auf den Heimweg.

In dem Straßengewirr der „wunderschönen“ Stadt ging es lebhaft zu. Man erzählte uns, daß „prisonniers de guerre“ aus der Krim zurückgekommen wären; bald zogen sie auch an uns vorüber, aber in einem jämmerlichen Zustand. Barfüßig, die Tunika zerrissen, die sonst so schönen roten Hosen grau, erbsfarben und zerfetzt, so sah die Truppe aus. Aus den Fenstern flog ihnen Geld zu, Tabak, Spwaren, Strümpfe und Wäsche. Alles ward aufgefangen, mit viel Laut um die Gaben.

Von Staatsökonomie wußte damals mein Köpfelein nichts. Später habe ich mir jedoch Gedanken gemacht, wie ein Vaterland seine Söhne in diesem Zustand den Weg von Marseille, wo man sie ausschiffte, bis Straßburg hatte machen lassen. —

Als wir nach Hause kamen, lag der Onkel Joseph in Agonie. Hesper röchelnd kam die Stimme aus seiner Kammer; er zog aber in seinen Fieberphantasien noch hinter Pflug und Fuhrwerk her. Er hatte anfangs November ausgepflügt. Bierzehn Tage darauf folgte ihm mein Vater auf den Friedhof in Weingarten. Mutter, Schwester und Bruder hatten sich wieder erholt.

Den Vater liebte ich sehr, und sein Tod ging mir zu Herzen. Das hinderte mich aber nicht, eigenwillig bis in die Nacht aufzubleiben, um die Schaudergeschichten der drei Bauern, die bei Chriesenwasser und in dickem Tabakrauch die Totenwache hielten, zu hören. Bierzehn Tage wurde jeden Abend von Nachbarn und den Dorfkindern ein Rosenkranz und die Vitanei gebetet, zum Schlusse wurde jedem Kind ein Kreuzer geschenkt. Das machte mir Spaß. Das Schönste war die Prachtstorkelker des Veters Landolin als Vorbeter.

Der Mangel der ordnenen Mutterhand hatte den Hausstand heruntergebracht, Geräte und andere Dinge waren teilweise verschwunden. Die Kronentaler waren zu Doktor und Apotheker gewandert, auch auf die Bürgerschaft war noch Abzahlung zu leisten. Das erzählte mir die Mutter seufzend. Der Aschen-Marti, der die Asche bei den Bauern im ganzen Amt aufkaufte, nahte sich jetzt meiner Mutter als Helfender. Er übermittelte überall bei Sped und Chriesenwasser den Leuten das Neueste und verdiente sich auch gern einen Kuppelpelz. Da hörte ich so manches, was die Alten nicht für meine Ohren zu reden glaubten. Ich hatte bald erlauscht, daß wir einen Stiefvater bekommen sollten. Der heiße Harbel (Richard), sein Heim stehe in einem Seitental im Durbach, auch Dublonen bekomme er wacker mit.

In eintigen Tagen stellte er sich vor. Er gestel der Mutter, und sie machte mir eifrig begreiflich, was für einen guten Vater ich an ihm bekäme. Der Vater des Erfohrenen war Großbauer und Gemeinderedner. Dieses Amt erforderte Repräsentationspflichten, wenigstens

glaubten viele der Herren, das gehöre dazu. Harbels Vater zählte zu diesen. Solange die Hausfrau lebte, blieb es in mäßigen Grenzen, als er aber Witwer geworden war, wurde es immer schlimmer mit den „Pflichten seiner Würde“. Die allwöchentlich einmal im Amtsstädtchen stattfindenden Amtstage waren teure Tage. Die Durbacher Weinbauern der damaligen Zeit waren stolze und splendide Leute. Saßen sie mit den Amtsbrüdern anderer Dörfer nach den Amtsgeschäften zusammen, dann ging es hoch her. In der „Blume“, dem Gasthaus meines Dorfes, war auf dem Heimweg die letzte Einkehr. Da ständen Säulen von Kronentalern auf dem Spieltisch, flüsternten sich die Bauern zu. Die Gelage dauerten bis zum Morgen, auch in sonstigen Viehhabereien sollten es diese „Großen“ den anderen Großen der Welt gleichzutun versucht haben. Sie sicherten sich selbst ihre Jagden und ließen keine Franzosen als Pächter heran, wie die meisten der bescheidenen Nachbargemeinden. Daß manchmal ein Großer draußen in der Welt seiner Favoritin ein Schloß und andere Kostbarkeiten verehrte, war oft zu hören. Da ließen sich unsere Großen auch nicht lumpen, nur war ihre Freigebigkeit anders geartet. Nahrunghafte Speckfellen, volle Mehlsäcke, Antenhäfen und Gierkörbe, auch wohl ein Fäßchen Wein und Christwasser wanderten zuweilen in stiller Nacht in die Hütte einer Nähterin oder Tagelöhnerin. Noch vieles hörte ich darüber erzählen, was ich alles erst später verstand.

Nicht lange nach der Hochzeit meiner Mutter segnete der Gemeinberechner das Zeitliche. Das „Repräsentieren“, es wurde nun offenbar, hatte doch mehr verschlungen, als gut war. Im Laufe der Liquidation und Zellungsarbeiten sollen die Geschlechter der Söhne und Töchter immer länger geworden sein. Dublonen bekam der Harbel immer noch, doch blieb die Zahl erheblich hinter den vomischen Marti in Aussicht gestellten zurück.

Der Stiefvater war zu uns Kindern gut, die Mutter schien glücklich darüber. Den Beifall der Vettern, Wasen und Nachbarn hatte ihre Wahl aber nicht, denn er war vor allen Dingen „ein Fremder“. Dann kannte ein Kalbur unser Gelände nicht und wußte mit den Sorten und Arten unserer Anpflanzungen nicht Bescheid. Dies war auch so, wie ich Knirps mit dem Knecht Simon bald feststellte. Und das war noch nicht das Schlimmste. Der Großbauernsohn war gewohnt, andere für sich arbeiten zu lassen. Er ging nicht ins Wirtshaus, saß jedoch zu Hause recht beschaulich bei Speck und Nistling und erzählte seine Heldentaten beim Freischarenkorps unter Jean Philipp Becker, bei Baghäusel und an der Murglinie. Dies war seine Leidenschaft. Nebenbei spintflortete er noch an allerlei Erfindungen für die Schnapsbrennerei. Eine solche Tätigkeit war unserem bescheidenen Gut nicht förderlich. Noch mehr. Sprichwörtlich war

es im Dorfe, wie mein Vater einem Zerberus gleich wachte und wehrte, daß kein Rühjude in den Hof kam. Dabei war er aber den Juden nicht feindlich gesinnt. Im Gegenteil, er achtete sie, und die armen Bändel- und Lumpenjuden fanden stets Weggehrung bei ihm. Er verbot mir, an den Hezereien der Dorfjuden teilzunehmen.

Dem Harbel aber war das Lauschen und Handeln mit den Juden zu seiner Beschaulichkeit ein Bedürfnis. Er war ihnen aber in keiner Weise gewachsen. Ich merkte der Mutter an, daß sie darüber Kummer habe. Sie ließ nach außen nichts auf den Harbel kommen, nur mir klagte sie ihr Leid, wenn er wieder einen dummen Handel gemacht hatte. Auch über seine Untätigkeit. Sie selbst war unermüdblich in Haus, Feld und Neben, und ich konnte ihr zu ihrer Freude schon dabei helfen.

In der Karwoche 1859 trug man das Mitterlein nach dem Wochenbett mit ihrem Kind in einem Sarge vereint zum Vater in den Weingarten. Unser Besitztum wurde verteilt. Harbel bekam seine Dublonen wieder und segelte über den Ocean. Wir Kinder wurden Vormündern übergeben, die auch unser Erbe zu verwalten hatten. Es waren Verwandte. Der meingie hatte sechs Kinder und konnte mich dazu nicht auch noch gebrauchen. Zum Landolin wäre ich gerne gegangen, dorthin kam mein Bruder. Ich wurde zu guten und braven Menschen gegeben, die mich die Eltern kaum vermissen ließen. Hier hörte ich auch von den Ereignissen der Welt und von den Jahren 1848/49, die bei den Bauern in lebendiger Erinnerung waren und immer wieder geschilbert wurden. Ein stattlicher Nußbaum stand vor dem Hause meiner Pflegeeltern. An Sommerabenden und Sonntags nach dem Gottesdienste versammelten sich unter ihm die Nachbarn. Teilweise waren sie „dabei gewesen“. Da hörte ich andächtig die Taten und Ereignisse jener Jahre. Für die Preußen und den Kartätschenprinzen sog ich dabei keine Liebe ein. Früher schon hatte mein Vater erzählt, wie die in der Scheune untergebrachten Pferde der Einquartierung die Tenne bucklig getreten hätten. Und öfter hatte er mir einen unserer Kirschbäume gezeigt, an dem auf einer Seite erst die Äste nachwuchsen. An diesem Baume hatte er Kirschchen gepflückt und einige Preußen dazu eingeladen, auch heraufzusteigen und sich gütlich zu tun. Während sie die Kirschchen brachen, sagte plötzlich einer: „Det is Unsinn, det mach ich bequemer,“ und währenddessen hieb er mit dem Faschinemesser die Äste herunter. „So, Kameraden, jehst essen wir janz femtlich man unten.“

Die Erzählungen über die bewegte Zeit der Revolutionsjahre waren lunterbunt. Die gewesenen Freischärler rühmten sich mächtig ihrer Taten. Den Preußen samt den badischen Behörden wurden keine Loblieder gesungen. Auch die von der Reaktion verbreiteten

Legenden wurden erörtert und andächtig geglaubt. Das „Herweghsche Gefindel“, das im Frühjahr 1848 über den Rhein wollte und den bekannten Franzosenschrecken hervorrief, fehlte nie dabei. Daß die Anführer mit der Kriegskasse durch seien und sich nur bereichern wollten, galt als feststehend. Ebenso daß der Struwe mit der Häckselmaschine (Guillotina) im Ländle herumgefahren sei und denen, die die Religion nicht abschwörten, die Köpfe abschneiden wollte. Niemand, hieß es, wollte mehr arbeiten, aber jeder regieren. Das reaktionäre Beamtentum hatte es meisterlich verstanden, Unkraut auszustreuen.

Das Einergizieren der Freischärler mag den Schilderungen nach recht fidel gewesen sein. Hanni, ein lustiger Bursche, rief mit der Trommel die angehenden Helben zusammen. Neben der Schneid mußte auch jedesmal ein anderer einen Bottich voll Wein mitbringen. Dann ging es die Weinberge hinauf. Dort oben am Waldesrand diente ein breiter Fahrweg als Marsfeld. Der Weinbottich wurde an einen Eichenbaum gelehnt. Einige der Helben hatten alte Steinschloßflinten, die anderen wurden mit Nebsteken bewaffnet. Die Gewehre sollten noch aus Ungarn kommen. Es wurden viele Bottiche da oben geleert, viele Nebsteken verbraucht, aber die ungarischen Gewehre kamen nicht, darum pflanzte man Sensen auf Stangen. Als dann zu den Volksgewehren gestoßen werden mußte, sollen sich viele nicht fürs Helbentum berufen gefühlt haben. Da kamen die hitzigen Durbacher als Exekution und frischten nicht sehr sanft das Pflichtgefühl der Jagen auf. Und jetzt ging's dem Unterland zu.

Unter dem Nußbaum berichtete später dann Hanni rätheliche Dinge. Der Hecker aber — diesen Spitznamen trug der Schmied — war anderer Meinung in Sachen des Hanni. „Aßgriffe (sch er an der Murglinie, durch Wälder und Täler hat er sich heimwärts getastet,“ verbesserte er des Hanni Erzählungen. „Zur Wohlshacher Wald hat er seinen Mantel an einen Eichenstamm gehängt, ein Duzend Kugeln draufgeschossen und dann die Flinte in einem hohen Baum versteckt.“ So kam es dann, daß der durchlöchernte Mantel um des Hanni Lenden stolz im Dorfe herunflatterte und von bestehenden Gefahren und löblicher Bravour zeugte. Dann verschwand der Tapfere wieder eine Weile, und erst als die Preußen die Luft an der Freischarenjagd verloren hatten, kam von ungefähr der Köhne wieder des Weges.

Der Primus unter den Erzählern war mein Tauspate und Vetter Landolin. Sehnsüchtig wartete ich allemal, bis er seinen Sitz eingenommen und der Umerkopf in Brand gesetzt war. Er hatte die napoleonischen Zeiten noch miterlebt. So erhielt man glänzlischen Unterricht über die Siege und Schlachten des „Dampfböhr“ und

seiner Generale. Nicht bloß aus diesen Zeiten wußte der Vetter Bescheid. Weit zurück aus der Römerzeit wußte er Kunde. Wie einmal ein „General“ Teutschbod (Teutoboc) mit vielen Teutschen nach Eibden zog und nicht mehr zurückkam, wie der „General Arvogaſch“ (Arivofsch) überm Rhein bei Mülhausen vor dem „Kaiser“ Ferengelb geben mußte, wußte er recht anschaulich zu berichten. Die Horden des Attila glaubte man vor sich zu sehen mit ihren zottigen Sonnenpferdchen. So schilderte er auch allerlei Episoden aus dem Bauernkrieg. Da kam es vor, daß er seine Geschichten in eine spätere Zeit verlegte. Mit erhöhter Stimme begann er oft zu erzählen, wie unsere Pfarrei von den Lutherischen bewahrt blieb. Aus dem keiserlichen Hanauerländle, weiter drüber am Rhein, war ein Prediger gekommen. Nicht lange wurde sein Evangelium angehört, man zog ihn von der Kanzel herunter. „Das sind ja reisende Wölfe,“ soll der Präbikante erklärt haben. Mit Stolz tragen die Dorfbewohner noch heute den Spitznamen die „Wölfe“. Hexenprozesse und -verbrennungen, die in der Gegend häufig vorkamen, durften bei dem gründlichen Historiker Landolin niemals fehlen. Da in den Franzosenkriegen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert's in unserm Ländle kaum ein Fleckchen von der Plage verschont geblieben war, so mußte er auch darüber Aufschluß geben. Es lebten die Laten der Melac, Turenne, „Fillars“, „Montenituk“, des Tirkenlouis und des Prinzen Eugen alle wieder auf. Sein Urgroßvater und Großvater hatten die Kämpen gelannt, der Landolin übernahm ihre Erinnerungen. Die Apotheose seiner Historien lautete also: „Der Preuß wird alle anderen schlagen und der mächtigste Potentat der Welt werden. Dann aber, wenn der Osterreich ganz klein geworden, wird der Kaiser Karl der Große mit einem blauen Heere aus dem Unterberg gezogen kommen, mit der unüberwindlichen Königin von Hispanien sich verbinden, und der Preuß, das heißt der Antichrist, wird unterliegen. Dann bricht das tausendjährige Reich an. Alles wird wieder katholisch, ein Herz und eine Seele sein, Gütergemeinschaft wird herrschen, Reiche und Arme gibt es nimmermehr!“

Später wurde mir bewußt, daß diese Dratelsprüche aus der Apokalypse stammten. Diese Sonntagnachmittage aber waren meine schönsten Stunden. Nicht so erbaulich waren aber die im Winter üblichen Nacht- oder Kunkelstuben, in dem sich junges und altes Weiber- und Männervolk zusammenfaud. Wenn auch manches nette und rührende Geschichten erzählt wurde, wobei meiner Mutter die Rolle des Landolin zugesallen war, so überwiegte doch das grauenhaft abergläubische Zeug. Das war ein sehr dunkler Punkt im Leben der Landbevölkerung jener Zeit. Die Bauern waren sehr religiös, aber höher als die Religion stand ihnen der Aberglaube. In der Religion durste

gezweifelt werden, am Zauber- und Hexenglauben aber nicht. Wie der „Sympathiedoktor“ über dem Arzte stand, so stand der Zauberer und Hexenmeister über dem Geistlichen. Diese kämpften in Schule und Christenlehre vergebens dagegen. Versuche der Lehrerschaft, die Jugend zu nützlicher Belehrung heranzuziehen, fließen auf eigen-sinnigen Widerstand der Alten. Aber allem Unfönn waren Tür und Tor geöffnet.

Zur Charakteristik dieses Geisteslebens möge nachstehende Skizze dienen, die den „Rosafenberg“ betrifft, der eigentlich Hugelberg hieß und vor circa sechzig Jahren bei Offenburg sein Wesen trieb.

Der Hugelberg war in seinem Heimatdorf ein Großer. Einer von den wenigen, die von 12000 Badenfern in Napoleons Heeren wieder aus Rußland zurückkamen. Und das gab ihm ein Ansehen, daß sich die Dorfgemeinschaft von ihm beraten ließ. Männer und Weiber, Alte und junges Volk liefen häufiger zu ihm als zum Pfarrer im Weingarten oder zum Bürgermeister. Die Bauern sagten von ihm das Gewaltigste, was man von einem Menschen sagen darf, nämlich: Er kann mehr als Brot essen.

Der Rosafenberg, das war gewiß, besaß einen Bergspiegel, und wer den eigen hatte, war mit Meister Hämmerlein, dem Teufel, im Bunde. In der Nacht, Schlag zwölf Uhr, an einem Kreuzweg, hatte er ihn unter gefährlichen und erschrecklich grautigen Beschwörungen erworben. Dort auch schloß er den Bund und verübte einen Trick, um den dummen Teufel um Hugelbergs Haut zu pressen. Man sah ihn von außen den Hexenmeister an. Er kam groß, mit breiten Schultern daher. Die Kinder sprangen davon, wenn sie seine gebogene Nase sahen. Die Bauern duckten sich unter seinem stehenden Blick, nur die Frauen behaupteten, er hätte gutmütige Schmei-n-agen, und fühlten sich behaglich, wenn er mit den grauen Zauber-fugeln auf sie hernieder sah. Aber an sein eigenes Weib hatte er einen mächtigen Kropf hingehetzt; je mehr er schwoll, desto besser geblieben des Hugelbergs Künste. Niemand spottete darum über seine kropfliche Agnes, sondern man fand es brav von dem Weibe, daß es seines Mannes Kunst in diesem häßlichen Auswuchs nährte.

Da die Menschen um Hugelberg herum alle kleiner waren als er, so mußte er sich vornüber neigen, und das Volk schaute zu ihm empor. Wenn er auf dem Holzstuhl saß, war er so groß wie ein stehender Bauer. Und so klangen seine Kriegsgeschichten durch die Wirtshäuser: von den Franzosen und vom Erzherzog Karl, von Napoleon, Rußen, Karabinern und Meitersäbeln. So oft ein Dugend Krieger zur Erde sank, gab es eine Stille, bis Hugelberg wieder zu einem lächtigen Schläge ausholte. Dann kamen seine Erlebnisse im Lager bei Kehl heran. Das war am Brückentopf, da er einem österreichischen Profoß

die schwarzen Künste ablockte. Er verstand sich bald so darauf, daß er kugelfest ward. Da kam eine Franzosenkugel auf den Erzherzog Karl zugeflogen, und Hugelberg fing sie leicht mit der Hand auf.

Freilich, auch seine vier Söhne waren kugelfest. Und viele der Bauernburschen wären es gern gewesen. So schlichen im Spätherbst, wenn die ausgehobenen Rekruten zu ihrem Truppenteil einrückten mußten, einzelne Gestalten im Nebel zu Hugelberg. Niemand wußte, was sie dort trieben; man hörte nur, daß kein Bursche, der noch nicht Pulver gerochen oder sonst eine Mutprobe abgelegt hatte, kugelfest werden konnte. Dafür bekamen sie Amulette und genug gute Rat-schläge mit auf den Weg. Das kostete auch nichts; bloß sollten sie etwas an eine bestimmte Stelle legen, und war dies Ding weniger als einer Kronentaler wert, so blieb das Amulett „taub“.

Auch die Dorfsjungfrauen und Weiber hatten so ihre verschiedenen Schmerzen, die sie dem Hugelberg anvertrauten. War ein Liebster nicht treu, brachte ihn der Hexenmeister auf den rechten Weg; war der Schatz zu lau, mußte er heiß geschürt werden; war indessen die Liebe zu heiß geworden, half Hugelberg, und blieb der Kinderseggen aus, so war's wieder Hugelberg, der den Schaden behob.

Und das war nicht alles, was er konnte. Er brachte Diebe bei mitsamt dem gestohlenen Gute. Der Bergspiegel zeigte ihm den Täter oder die Täterin, und in der Nacht besorgte er in der Scheune des Bestohlenen das „Beischaffen“. Hugelberg schrieb Zeichen in die Luft, verrenkte seine langen Glieder und welschte aus alten Schweinslebern Schmößern:

„Hokus, pokus,
Mostum kompostulum . . .“

daß es draußen den horchenden Bauern kalt am Rücken hinunterließ.

Hierauf drehte Hugelberg ein Wagenrad. Je schneller er es trieb, desto eiliger kam der Dieb gefahren. Und der Dieb kam immer. Nur durfte er von niemand als dem Hugelberg gesehen werden. Erst recht durfte man ihn nicht „besprechen“; denn dann machte er kehrt. Immer aber lagen die Bauern heimlich auf der Lauer, um den Dieb auch zu sehen. Oft konnten sie ihre Gefühle nicht zurückhalten und schrien, daß der verpönnnte Dieb wieder unerkannt floh. Der Jörg aber fuhr aus seiner Scheune und schnaubte die falschen neugierigen Hunde erbärmlich an, denn sie hatten nicht nur den Dieb vertrieben, sondern ihn noch in Lebensgefahr gebracht. Er war auch von Schweiß be-deckt und hatte den empörrten dienstbaren Geist nur durch Faustes-kraft und den stärksten Zauber zu bändigen vermocht.

Als das die Bauern hörten, vergaßen sie das gestohlene Gut. Ihre Furcht war groß, und es wuchs ihnen der Respekt vor des Hugelbergs dunkler Macht. Die Leute erzählten sich böse Dinge über ihn,

die die Furcht und sein Ansehen noch steigerten. Die ganz arge Zauberei hatte der Kosakenjörg nämlich aus russischen Gefilden heimgebracht. Beim Rückzug der großen Armee las ihn ein polnischer Jude halb erstarrt auf, verbarg ihn bei sich und pflegte ihn. Der Jude war ein großer Zauberer und weihte den Gugejörg in seine Geheimnisse ein. Das war dem Jörg nicht genug; er machte den Alten kalt und raubte ihm seine Zauberbücher. Darunter fand er das sechste und siebte Buch Moßs.

Gugejörg widersprach diesen Gerüchten nicht. Aber er gewann dadurch an Vertrauen, denn eines Tages stellte sich bei ihm ein alter, aus Wien heimgekehrter Schuster ein. Der erzählte dem Gugejörg eine Geschichte: Oben auf dem Brandeckopf habe in der Heidenzeit ein römischer Zenturio viele Goldmünzen, die er den Keltenbäuerlein abgenommen, vergraben. In der Johannisnacht um zwölf Uhr kämen die Münzen in einem Topfe in glühendem Zustand zum Vorschein. Der Zenturio stehe mit seinem Römerschwert daneben Wache.

Wer die Zaubersformel kenne, auf den Berg fliege und trotz aller fürchterlichen Dinge, die unterwegs und in der Nähe des Schatzes vor sich gingen, keinen Laut von sich gäbe, der könne den Schatz haben. Der Inhalt des Topfes müsse, in welcher Gestalt er auch immer sei, entnommen werden und geränne auf dem Rückweg zu purem Golde. Dann sei der Zenturio von dem fast zweitausendjährigen Banne erlöst.

Jörg ging sofort darauf ein. Er fand die Zaubersformel im siebten Buch Moßs und versprach dem Schuster, in der Johannisnacht mit ihm zu gehen. Er schickte dann eine Anzahl Freunde auf den Brandeckopf, die den Spuk ausführen mußten. Er selbst wanderte mit dem Schuster auf den Berg, las aus den Schindlern und sang, schluchzte und gestikulirte seine Beschwörungsprüche. Der alte Schuster zitterte und schwitzte auf dem Wege; er ließ allen Spuk über sich ergehen, ohne einen Laut zu tun.

Der Topf war gefüllt mit dem Rote aus einem Ortschaften der Wirttschaft zur „Laube“ in Zell, und obenauf stammerten glühende Kohlen. Grimmig stand der Zenturio daneben. Jörg griff zu, der Schuster fuhr wie wahnsinnig hinein und lernte den Inhalt in seine Taschen. Unter Bliz und Donner verschwand der Zenturio, und die beiden mochten sich auf den Rückweg. Als die Hälfte zurückgelegt und nun das Sprechen erlaubt war, klopfte der Schuster auf seine Taschen. „Meines klingt noch nicht, klingt deines auch nicht?“ fragte er Jörg. Bei dem aber klang es. In der „Laube“ angekommen, klang es beim Schuster immer noch nicht. Dagegen stieg ihm ein solcher Geruch in die Nase, und seine Hosentaschen fühlten sich so weich und heiß an, daß er stuchend mit den alten Beinen nach seiner Stütze rannte.

Der arme Schuster war nicht der einzige, der solche Zaubereischerze erlitt. Vor Weihnachten schlachtete Jörg den Bauern ihre Schweine, und da kam es nicht selten vor, daß er den Bauern beweisen mußte, warum das geschlachtete Schwein nur eine Niere oder nur eine halbe Leber und Lunge hatte. Aber seine Agnes zu Hause wußte, was sie in Fett und Zwiebeln behutsam wälzte.

Bei solch einem Frühstück und einem Schoppen Klingelberger geschah es, daß der Teufel den Gugejörg ohne Umstände holte. Er ließ ihm keine Zeit mehr für Sprüche und schreiende Beschwörung, sondern packte ihn am Kragen, wie es nur Gugejörg bei Lebzeiten getan hätte.

Als mein Vater tot im Hause lag und die Mutter, selbst noch halb krank, nicht schlafen konnte, erhob sie sich vom Lager, stieg mit einem Lichte auf den Speicher, um zu sehen, ob alles recht verwahrt sei. Da im Keller ein geschlachtetes Schwein im Salze lag, kletterte sie auch dahin und schüttete die Salzbeize auf. Anderntags ging im Dorfe die Sage, die zwei Nachtwächter hätten stundenlang um und nach Mitternacht den toten Barthl im ganzen Hause herumgestern sehen. Ohne das Spucken nach dem Tode ging es bei den lieben Mitbürgern selten ab. Jergendeine Untat hatte jeder begangen. Die ließ ihm keine Ruhe, und er mußte „kommen“. Wußte man nichts Bestimmtes, so hatte er wahrscheinlich doch Grenzsteine verlegt und wandelte unter den feurigen Männern, deren man nachts zwölf Uhr etwa ein Duzend an Winkeln gesehen haben wollte.

In einem unbewohnten Hause war einmal nachts durch die Scheiben in der Stube ein heller Schein zu sehen. Eine Menschenmenge sammelte sich an, „den Geist“ zu sehen, aber in die Nähe wagte sich niemand. Dieser Spuk wiederholte sich tagelang, das ganze Nest kam in Aufregung. Schon sollte der Gugejörg Beschwörungen vornehmen, da kam Martin, der Schmied, „Hecker“ genannt, auch dazu. „Dös kann i besser as der Gugenjörg,“ sagte er lachend und ging auf das unheimliche Haus zu. Raun war er dort verschwunden, so war auch der Schimmer weg. Und eins, zwei, drei blendete er wieder die Leute. Da schrien sie draußen: „Der Hecker bachtet nit, der hält kei Swalt über d' Gessichter!“ Bauz, da war er wieder weg. Es stand aber in einer Nische an der Hauswand eine Mutter Gottes, deren Haupt eine schöne gelbe, metallene Krone zierte. Und drüben überm Wege flackte ein Schuster die Pechstiesel der Bauern. Dabei saß er sinnend hinter seiner Glasugel, die ihre Strahlen auf das Haupt der Mutter Gottes schickte. Ihr stillte der Schmied-Marti seine Mütze auf, dann erlosch der Widerschein im Fenster.

Das sahen die frommen Leute, dann schüttelten sie aber ihre Köpfe: „Der Hecker hat sich an der heiligen Gottesmutter veründigt.“

Oft war es aber auch heiter bei der Spulerei. In der Kunkelstube, zu später Stunde, als die Alten schon in den Federn lagen, fiel es unserm Knecht Simon ein: „Mir hen noch e paar Klosterholz im Kalerberg hinten sihe, die könnt m'r jetzt bei dem schöne Schnee uf em Schlitte hole.“ Dieser Vorschlag fand Anklang, namentlich der weibliche Teil fand die Sache scharmant. Nur meine Meldung als Freiwilliger wollte nicht angenommen werden. Scholaslika, unsere Magd, die wußte, daß ich ihre Diebereien im Rauchkammerli kannte, sehte es bei den anderen durch. Nun steckte sich Simon einen ansehnlichen „Bottel“ Chriestwasser in den wolligen Spenzer, dann trakte das Volk lustig dem Kalerberg zu. Eine schwere Fuhre war schnell aufgeladen, dann sausten wir unter Singen und Föhlen den absteigenden Rückenweg im Mondschein dahin. Unterhalb der „Kreuzebene“ leuchtete uns das rote Kittelfutter eines Durbacher Bauern entgegen. Er stuchte, bekreuzte sich, und mit behendem Sprung, wie wir ihn einem ungelenten Talbur nie zugetraut hätten, war er, noch einen Schrei ausstoßend, im Gehölz verschwunden. Am anderen Tage wurde im Durbachtal erzählt; Auf dem Wege von der Stadtapotheke sei der Räublsbur vom „wilden Jäger“ und seinem Heer angefallen worden. So heftig wäre das Jagen gewesen, daß der Lustzug den Bur wie ein Federpiel in den Wald gewirbelt hätte. Zu seinem Glück, sonst wäre er überjagt und mitgeschleppt worden.

„Barthli, auf, auf!“ hörten wir einmal in später Nacht vor unserm Hause schreien, und gleichzeitig kamen heftige Schläge gegen die Thüre. Als geöffnet wurde, stand des Vaters Freund Stußen-Louis, der Bürgermeister von Wohltsbach draussen. Neben ihm war eine Schar mit allerlei Geräten armierte Mannen seines Paschalls. Freund Louis verkündete: „Im Wohltsbacher Wald am Weissenbühl, in den Erzknappenhöhlen haust eine Räuberbande.“ Unser Bürgermeister wurde geweckt und eine Anzahl Männer herbeigezogen. Mit Äxten, alten Flinten und Säbeln ausgerüstet zog dann die Schar ernst und still dem Kampf entgegen. Als die Tapferen sich vorsichtig der Höhle genähert, war aus ihr gemüthliches Schnarchen zu vernehmen. Auch einige Räuberbräute schienen dort nicht zu fehlen. Da es gefährlich war, hineinzusteigen, so wurde beschossen, Feuer am Eingang zu legen und die Höhle auszuräuchern. Als die Flammen zu lodern begannen, sah man bekannte Gesichter unter dem Räuberwall. Man unterhielt sich, und bald atmeten die Bauern erleichtert auf; Leute aus dem in der Rheinebene liegenden Langhurst waren die vermeintlichen Räuber.

Einem Seegraspächter zupften sie hier um tarken Lohn das Gras, der Willigkeit wegen schmaussten und schliefen sie in dem verlassenen Stollen.

Solche Dinge brachten frohe Abwechslung in die schweren Mähen des Tages. Das Los des Parzellenbauern ist nicht leicht, die Sorge um Michaeli und Martini, die Termine für Zinsen, Zieher und Steuern lasten das Jahr über schwer auf ihm. Nicht selten zieht er im Heuet und zur Erntezeit um zwei und drei Uhr in der Frühe schon in die Fluren. Vier Uhr ist auch in weniger eiliger Zeit im Frühjahr und Sommer die Regel. Wir Kinder durften dabei nicht fehlen; wenn wir dann um sechs oder acht Uhr zur Schule kamen, so war unser Eifer nicht mehr groß. Außer der Weinberg- und Feldarbeit gab es noch andere Arbeiten für das kleine Volk. In jeder Woche gab es Tage, an denen im Walde Fallholz gesammelt und von Zeit zu Zeit auch Gras und Streu geholt werden durfte. So etwas machte uns Freude, denn wir sahen das nicht als eigentliche Arbeit an.

Unser Gemeindevorstand, so hatte der alte Landolin erzählt, sei vor Jahrhunderten viermal so groß gewesen. Die Zwölfer (Gemeinderäte) hätten einen Teil an die Wohltsbacher verhandelt, eigentlich versoffen. Das andere habe die Herrschaft eingesackt. In diesen abgetrennten Teilen hätten wir noch das Sammelrecht. Das traf aber nur für die Wohltsbacher Markung zu. Doch auch die schönen Buchenwälder der Herrschaft reizten uns sehr. Da aber wachte der alte Himmelsbach, der Förster und Oberjäger, über die Rechte des Barons. Es machte uns Freude, seinen Schleichgängen die unserigen entgegenzurichten. Hatte sein Hund einen erwischt, so ging ein greuliches Fluchen an. „Aufgeschrieben“ hat er nie, er ließ Gnade für Recht ergehen, aber mit dem Hasel- oder Ladestock wurde die Strafe beglichen. Dafür wurde ihm wieder viel Schabernack gespielt. Uns tat diese Art Gerechtigkeit immer noch weniger wehe als die sonst übliche Geldbuße, Fron oder Käfig. Beim Gebet dann, wenn allerlei Wünsche an den lieben Gott ausgezählt wurden, da fehlte nie: „Und laß uns nicht vom Jäger erwischen.“

Der Bauer hat anbarer Münze nie Überfluß. So versuchten wir Kinder wenigstens für Schulbücher und Utensilien die nötigen Kreuzer zu verdienen. Wir sammelten Heidelbeeren im Kalerberg und trugen sie im Tragford auf dem Rücken anderntags zu Fuß nach Straßburg. Die Ausstellung war auf dem Gemüthemarkt, dort lösten wir für das halbe Liter einen Sou. Zum Schluß wurde in einem obskuren Lokal eine Glässer Schüssel Kaffee mit einem Souwecken genommen. Dann zogen wir vorsichtig durch die Gäßchen heimwärts, denn sie waren sehr eng, und es konnte einem die Mühe von der Fenstern aus abgezogen werden. Geschah das, und man wollte einen Eingang in das Diebshaus suchen, so trat man auf eine Falltüre, sank in die Tiefe und wurde dort vom Charcutier

mitteilslos zerhackt und verwurstelt. Dies küsterten wir uns zu. Es wurde uns erst behaglicher, als wir wieder auf unseren badischen Gauen wandelten.

Am liebsten wurden die Kreuzer bei der Treibjagd verdient. Der Hauptpächter vieler Gemeindefagden war ein zeitweilig in Offen- burg wohnender Franzose, Marquis Buffière, ein Kammerherr Napoleons III. Seine Jagdgäste waren Franzosen und Engländer, einige Offenburger und ab und zu ein Herrenbur durften auch mitkun. Der Oberjäger und Organisator seiner Treibjagden war Himmels- bach der Jüngere. Freudige Erregung durchzuckte uns Buben, wenn der stattliche Jägermann ins Schulzimmer trat, und glücklich waren die als Treiber Erwählten. Drei, vier und oft mehr Tage dauerte das Jagen. Drei, mitunter auch sechs Bahen war unser Tageslohn. Von der bewunderten Franzosen und Engländern wurde uns manch Gläschen Wein, Kognat oder ein Wurstzipsel als Zubuße zuteil. Es soll vorgekommen sein, daß ein geschossenes Stück Wild nicht auf- gefunden werden konnte, aber doch den Weg ins Dorf fand. Wir gingen abends nach Hause und redeten in fremden Zungen, auf- geknappte Brocken radebrechend. Aber davon, daß wir eine Art Frondienst für die Herren getan hatten, wußten wir nichts.

Zu den Kinderfreuden gehörten besonders die kirchlichen Feste, die Prozessionen und Wittgänge. Am heftigsten war der große Witt- gang um den ganzen Gemeinbezirk in der sogenannten Kreuzwoche im Frühling. Das dauerte von früh sechs Uhr bis in den Nach- mittag hinein. Zur Wegzehrung wurde uns Kindern jedesmal ein Böttelchen Wein, Klischlein und Speck, auch ein paar Kreuzer zuge- steckt. Dafür gaben wir uns die erdenklichste Mühe, Gottes Segen und Schutz auf die heimathlichen Fluren herunterzuschreiben. In allen Tonarten brüllten wir die Rosenkränze und Vaterunser über die Felder und Weinberge hinweg. In den Kapellen unterwegs mußten die Priester vier Evangelien beten. Während dieser Pausen wurde Wein und Christwasser geschluckt, oft noch im Wirtshaus das Böttel- chen wieder angefüllt. Manchmal kam es dabei zu einer richtigen Paterei, ein andermal warfen sie eine Heiligengstatue, die sie zu vierein auf den Schultern trugen, in den Kleeacker und schrien: „Wer nit laufe kann, der brauchd au nit mit!“

Auch an den Wallfahrten hatten die Kinder Freude, mehr Er- gößen daran aber hatten Jungfrauen und Jünglinge. Wer sich im Dorfe unter der Tyrannei der Tugendbundsjungfrauen nicht sehen und nicht necken durfte, fand sich allemal dort. Da waltete man an den Muttergottestagen fünf Stunden am Harmersbach nach Maria- Zell. Das war für uns eine große Wanderung, die Sitten und Ge- bräuche im schönen Ringiztal kamen uns schon fremdländisch vor.

Unter schattigen Nußbäumen ruhten wir uns von den Anstrengungen des Wetens aus, dann entfaltete sich bei den Großen oft ein recht weltliches Treiben. In Zell selbst mußten die frommen Waller mit Massenquartieren vorlieb nehmen. Ringsum an den Wänden und in der Mitte lagen die Strohsäcke im großen Tanzsaal des „Bären“. Hier lag das Wülflein kunterbunt durcheinander. Gab es dann Mu- mor über unheiligen Beginnens Verdächtige, so erhob sich Ferdinand der Zimmermann. In den finsternen Saal hinein erscholl seine Stimme, die harte Strafpredigt weckte auch die unschuldigen Schläfer.

Um fünf Uhr und noch früher drängte alles dem Ausgang zu. Jedes wollte zuerst in der Kirche am Beichtstuhl seiner Sünden ledig werden. In mancher Familie, so zeigte es sich später, war nicht immer der erbetete Wallfahrtsseggen erwünscht.

Für die größeren Jungen gab es in unserer Heimat noch die sogenannten Sperrtage. Das waren richtige Unfugtage, an ihnen war nach altem Herkommen allerlei Schabernack erlaubt. Das war an den vier Donnerstagen in der Adventzeit. Da wurden Röhren ausgehöhlt, Augen, Nase und Mund eingeschnitten und in die Pöhl- lung eine brennende Kerze gesteckt. Das hing man auf eine Stange, klopfte nachts bei den Bauern an und streckte dem Neugierigen einen leuchtenden Totenkopf entgegen. Die Hauptsache war uns der Schrecken. Manchmal auch großes Behagen, wenn einem Nachbarn aus der Wasserpfähle Fauche ins Antlitz klatchte. Doch diese Laufe liefen wir nur an Stänkern und Mißsinnen geschehen. Dann hängten wir wieder eine zerprungene Schnapsgutter (große Flasche) an einen Baumzipsel. Man verband eine Schnur und einen Nagel mit der Gutter und zog in seinem Versteck daran. Auf einmal lönte in der Finsternis ein seltsames Wim, Wim, Wim. Die Bauern suchten das unheimliche Glöckchen, da hörte das Klingeln auf. Waren die Geister- sucher wieder in der Kinstelstube, da schreckte sie wieder das Läuten. Am anderen Tage wurde dann erzählt, daß irgend ein Gestorbener die Ruhe nicht finden könne.

Zu solchen Streichen kam immer wieder ein neuer Schrecken dazu. Nur die Sonnwendfeler begingen wir poetisch. Am Johannistag wurden hölzerne Säbel umgeschlakt und Papierhelme aufgesetzt. So ging ein Zug von Haus zu Haus und erbetelte sich singend das Holz zum Johannistfeuer. Der Weizige bekam Spottverse. Abends sprang die Dorfjugend über die Feuer und war dann gegen Krankheit und böse Geister gesekt. Die angebrannten Holzscheite aber schützten Stall und Vieh vor Hezen! Am Sonntag nach Fastnacht wurde wieder Holz gesammelt. In der Nacht leuchteten die Feuer auf den Bergen, glühende Holzschelben (Funken) wurden zu Tal geschleudert, denn eine angebrannte Scheite schützt gegen den Bösen. Wenn es

grünte, schlüpfte ein Knabe in ein Gewebe von Zweigen; das ist der Frühling, der seinen Einzug hält, das ganze Dorf folgte hinter ihm her. Die Gliederung der Dorfbewölkerung war einfach und genau abgegrenzt, da jeder vom anderen wußte, wieviel er besitzt. Reiche, mittlere und viele kleine Bäuerlein, das war das Einwohnervolk. Lehre tagelöhner nebenbei. Wer gar nichts hatte, der gehörte zu den Bettelenten. Die Privilegierten unter ihnen waren die Leichen- und Hochzeitsansager. Eine Kunst für sich bildeten die Wallfahrtsweiber. Hatte der Bauer irgend ein Gebrechen, war er kränk, wollte die Kuh nicht kalben oder blieb sein Erbe aus, so versprach er sich zum *Sankt Wendel*, nach *Maria-Zell*, auf den *Obilkenberg*, nach *Waldhörn* und *Einsebeln*. Später kam sogar *Lourdes* in Mode. Zur Ausführung der Wallfahrten mangelte es bei den Bauern meist an Zeit. Da übernahmen diese Weiber, mit dürftigem Gehalt und allerlei Proviant versehen, den Wusgang mit all seinen vielen Rosenkränzen und Vaterunsern. Es gab Mitterchen, die hundertmal in *Einsebeln* gewesen waren.

Die Frömmigkeit war zu meiner Zeit in der Heimat derart in Schwang, daß sie zur Plage wurde. Unser Pfarrer *Gesler* — wie viele seiner Amtsbrüder damals ein *Wessenbergler* — war den Tugendbündjungfrauen lange nicht fromm genug. Sein Kaplan war aber ein junger rheinländischer Betot und Kopfhänger. Um diesen scharten sie sich, ihm wurde alles zugetragen, und der Pfarrer wurde von den Jungfrauen nach Kräften gedrängt, als der Alte starb, rückte der Rheinländer zum Pfarrverweser auf. Jetzt blühte der Weizen der Tugendbündlerinnen. Keine Maus durfte sich mehr rühren, wenn sie nicht fromm war. Es war ein böses Regiment, unter dem der später eingesezte brave Pfarrer *Haberstroh* noch zu leiden hatte.

Über menschliche Dinge durfte nicht geredet werden; man war deshalb aber doch nicht braver als die für sittenlos verdächtigten Städter. Für gewisse Krankheiten, die auch zum Vorschein kamen, hatte man die fromm klingende Umschreibung: „*S. Dultins Wusel*“ Und zum *Sankt Dultin* wollte man um Hilfe, da man sich dem Arzt nicht anvertrauen wollte.

Der Heiratskonsens war damals an eine Anzahl von Gulden geknüpft. Wer die nicht hatte, dem blieb der Gehimmel verschlossen. An unehelichen Kindern — *Bankert* genannt — fehlte es darum nicht. War so ein Kind aber der Sprößling eines herrschaftlichen Beamten oder Gutsverwalters, durfte er das Gymnasium besuchen, so war er sicher vor der häßlichen Bezeichnung. Auch die Mutter war vor Beschimpfung sicher. Die *Bankert* verirrten sich zuweilen auch zu den Leuten, die Gulden hatten, und zu den Frommen. Einmal sogar in das frömmste Gehöft. Über den „*Engel*“, der die „*Empfängnis ver-*

klindet“, gingen dann viele Vermutungen. Sollte der Kaplan im Verdacht stehen, so war das immer noch erträglicher für die Frommen, als wenn etwa *Martin* oder *Gans* der Knecht der *Verkünder* gewesen wäre. Nach Gesetz und Recht konnte dafür Strafe verhängt werden, und das traf immer nur die ohne Gulden. Solche Pönn war bei uns aus der Übung gekommen, kaum war aber der Rheinländer Pfarrverweser geworden, so sorgte er dafür, daß nicht wenige ledige Mütter zwei bis sechs Wochen auf den „*Graben*“ wandern mußten. Was Jahre zurücklag, überrte er auf, selbst wenn mittlerweile die Ehe geschlossen war sich gegangen war. Bei der „*Bettelrostne*“ half auch das Einsperren nicht mehr. Darum mußte sie aufs *Mathaus* kommen, sich auf einer Bank ausstrecken, und so verabreichte ihr der *Wott* (*Wittel*) die verordneten *Fünfundzwanzig*.

Konnte eine arme Mutter ihr Kind nicht ernähren, so wurde es auf *Gemeindefosten* verpflegt, bis es aus der Schule entlassen war. „*Gemeindefresser*“ wurden diese Armen von ihren Mitschülern genannt. Auch mir wurde zuweilen mit diesem Titel aufgewartet, war ich doch von meinem Vormund gegen Entgelt in Pflege gegeben. Ich wehrte den Schimpf mit Fäusten, Nägel und Zähnen ab. Die Jungen hatten diese Hohnheiten zu Hause bei den Alten gehört.

Als im nahen *Offenburg* allerlei Industrie entstand, änderte sich das. Die Bettelente wurden weniger, denn sie schickten ihre der Schule entlassenen Kinder in die Fabrik. Alle vierzehn Tage brachten diese den recht bescheidenen „*Zahltag*“ heim. Wer bar Geld war es, und das fehlte bei den Bauern häufig. „*Dort brübe esse si Wispbrot und susse Kaffee*“, sagten meine Pflegeeltern öfters schmähend und deuteten auf ein Nachbarhaus. Aber nicht lange, so schickten die weniger Wohlhabenden ihre überschüssigen Familienglieder auch in die Fabrik. Von den Kindern der Bettelente schafften sich einige von dem Ersparten Grund und Boden an und fanden später in die Bauernschaft den Weg zurück. Umgekehrt wanderten jedoch mehr Bauern — mitunter durch eigenes Verschulden — den Spinn- und Webstühlen zu. Einige schlugen auch andere Wege ein. Langsam lockerte sich das Leben der Bauern von ihrer Scholle.

Der Gang am Alten und Überkommenen schadete den Bauern viel. In der Stadt wurde eine landwirtschaftliche Winterschule errichtet, die jedem offen stand. Als einige Burschen unseres Ortes teilnehmen sollten, wurde lästerlich geschimpft. Den Nutzen hatte aber doch der eine oder andere der Bauern erfasst. Wenn man den schönsten *Grasgarten* des Dorfes sah, so konnte man den Bauern erzählen hören: „*Weg jetzt mitn Grasgarte an. Der Alt hat die alt Knorre immer schtehn losse. I ha ste rusghaue un Frühstbäum pflanzt. Jetzt kam i Ende Mai un im Juni schun Sach uf Schtroß-*

burg bringe, und dös git Geld. Die Nachbare sage denn, i sei e lbergscheitli in e Mitgnugkrieger, aber sell macht nitz, 's Geld hab' i im Sack."

Mit vierzehn Jahren wurde ich aus der Schule entlassen und konnte die Berufswahl treffen. Ich sagte dem Vormund, es wäre der Wunsch meiner Eltern gewesen, mich studieren zu lassen. „Dazu reicht dein Vermögen nicht,“ antwortete er mir kurz. „Da geht es dann,“ so warnte er mich, „wie mit meinem Bruder Hans. Sein ganzes Erbe hat der verstudiert und noch einen Haufen Schulden bei den Geschwistern dazu gemacht, und nicht einmal Geistlicher ist er geworden.“ Der Hans hatte der Theologie den Rücken gekehrt und besaßte sich mit der Kameralkia. Dies bereitete den besorgten Willkern und Schwestern böse Stunden, eine Schande war es auch noch. Als eines Tages aus Freiburg, wo Hans studierte, ein Korporal auf Urlaub kam, fand sich gleich des Hanses Schwester zu ihm, um Nachricht über den „Verlorenen“ zu erlangen. „Da, dem geht's ganz gut! Dös isch a flotter Bursch! un bi me Chor isch er au,“ berichtete der Korporal. Schwester Theres rannte davon. Das war zu arg. Ein Chor, das wußte man, was das war, ein Lumpenpack und Gesindel. Sie erschien bei Gottfried, meinem Vormund und schrie ihm entgegen: „Denk au, bi 'me Chor isch der Luser in Freiburg. Do hilft alles nitz, do muß i nuf fahre un de Hans dem Wösesen Rache ripe!“ Am nächsten Sonntag stand sie schon in Hansens Bude. „Hat denn der Korporal au recht,“ sagte sie beim Empfang. „do sieht's jo grad nit us, wie bi 'me Chor.“ Da huschte ein bauernschlaues Lächeln über das Gesicht des Studiosus. „Weisch, Theres, bi uns in d'r Schtadt isch halt alles a weng finer, un so isch's au bim Chor. Aber kumm nur mit, i zeig d'r dös Chor.“

Hans steuerte mit der Theres dem Münster zu. Dort kletterte er mit der staunenden und vom Asthma geplagten Schwester auf die Empore, wo die Orgel stand. Der Kantor spielte das Psallidium, dann stimmte der Singchor an, und unter den Sängern befand sich Hans. Undächtig und stolz hörte da die fromme Schwester zu. „So, Schwester,“ sagte Hans nachher zur Theres, „jezt komscht dös Chor, bi dem i bin; 's isch der Singchor vom Münster.“

Jetzt räsonierte die Theres aber zu Hause: „Wie m'r nume ausone Kexle zum Korporal mache kann, der nit emol a Singchor vum a Chor unterscheide kann. Wenn der Hans im Münster so schön singt,“ schloß sie immer befriedigt, „wurd er am End doch noch Geistlicher.“

Geistlicher wurde der Hans nicht. Doch als er später Amtmann im Unterland wurde und die Schulden bezahlt hatte, da wurde allemal mit hochmütiger Miene im Dorfe erzählt, daß man zum Herrn Amtmann fahre, ihm die ersten und besten Freilichte zu bringen.

Bei mir hieß es aber, Bauer werden oder ein Handwerk lernen. Ich verdingte mich einer alten Witwe und besorgte ihr die Bauernwirtschaft. Die Alte selbst griff fest mit zu. Dort erhielt ich zwanzig Gulden Lohn im Jahr und die Kleidung. Meine Meisterin hatte ein krummes Bein und eine spitze Zunge dazu. Jung und alt erzählte sich, daß sie eine Hexe wäre, und sie widersprach dem Gerücht nicht. Im Gegenteil, sie bestärkte es durch geheimnisvolle Andeutungen und Mähchen.

Ihr Keller war mit alten Jahrgängen gefüllt. Ihr Wahlspruch lautete: „Der Win isch zum Trinke do!“ und sie besorgte ihn. „Du sollst dem Dösen, der da drischt, das Maul nicht verbinden,“ sagte sie auch und stellte mir manch Krüglein hin. Beim Krüglein machte sie sich über die „dummen Tröpse“, die an ihre Hexerei glaubten, weiblich lustig. Das Herz kam ihr auf die Zunge, wenn sie so trank, und sie erzählte von ihrem Leben, in dem sie viel geliebt und den Männern, besonders ihrem alten Jock, die Gölle heiß gemacht hatte. Das erzählte sie mir mit kindlicher Freude. „Und jetzt in mine alte Tage isch halt ni einzige Freud a guets Tröppli Win,“ so schloß sie ihre Beichten. Dann lud sie mich ein: „Kumm, Sepp, trink au noch euz.“

Sie erzählte mir auch, daß der geizige alte Jock ihr das „Tröppli Win“ nicht habe gönnen wollen und daß er das „Milberli“ (Faschahn) abgesperert habe. Sie half sich aber: den oberen Spund lösend, ritlings auf dem Fass stehend, schlürfte sie mit dem Blasrohr den Nektar ein. „Und grad an den Beschte bin i em z'leid gange, dem gelzige Raib, i hät jo sunsch au mit eme geringere verliab gnumme.“

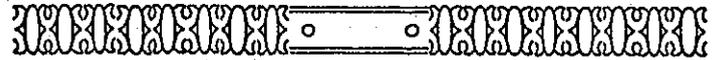
Beim Fasseinbrennen saß ich dann eines Tages in ähnlicher Stellung auf dem Fass und dachte gerade stillvergnügt daran, daß hier einst die Alte geritten war. Da fiel mein Blick auf eine Höhlung zwischen Balken und Decke. Mit einem Griff zog ich einen mit Schimmel und Spinnweben überzogenen schweren Beutel heraus. Darin befanden sich siebzig Kronentaler und ein im Griff feststehendes, verrostetes Messer. Ich rannte nach oben und zeigte den Fund. „Dös isch vom Valeri,“ sagte die Meisterin. „Dös hät er vor de Gendarne verschteckt.“ Valeri war ihr einziger Sohn, der stärkste und schönste Bursche im Ort soll er gewesen sein, doch der größte Grobian und Raufbold. In einer Nacht kam er von der Kirchweih eines Nachbardorfes nach Hause. Als der Jock zum Tagwerk mahnte, konnte Valeri sich nicht erheben. Bald kamen auch Gendarmen, weil der Valeri die Burschen des anderen Dorfes gestochen hatte. Sie konnten ihn aber nicht mitnehmen, der Valeri wurde anderen Tages in den Weingarten getragen. Die Klängen der Burschen des Nachbardorfes hatten auch zu kräftig gericht! Die Kronentaler facte die Hexe ein,

das Messer überließ sie mir. Ich ließ es vom Rost reinigen und schleifen und zeigte es ab und zu renomnierend meinen Kameraden.

„Du sollst nach em Gesse zum Vatter kumme,“ sagte eines Tags auf dem Weg zur Kirche mit schadenfrohem Gesicht die Älteste meines Vormundes zu mir. Klopfenden Herzens ging ich hinein. Streng schaute der Vormund hinter dem Tisch hervor, und grinsend standen die fünf angehenden Jugendbündlerinnen mit ihrem Brüderchen herum. „Einen Dolch sollst du haben,“ so begann er. Dann schilderte er mir lebendig, was einst aus mir werden würde wegen des Dolches.

Meine Kameraden aber bewunderten meinen Mut, daß ich bei der Geze war und es bei ihr aushielt. Sie beauftragten mich, acht zu geben, wenn in der Nacht die Alte auf dem Besen davonfahre. Sie wollten einen Gegenzauber durch den Hagebürg machen lassen, dann müsse die Geze zu Fuß und nackt nach Hause.

Um mich zu behalten, versprach mir die Geze, ich solle sie beerben. Aber ich kam bald dahinter, daß sie mich belog, denn ihren nahen und entfernten Verwandten sagte sie die Erbschaft ebenso oft zu. Ich erfuhr auch, daß die eigentliche Erbin die in Strassburg lebende Tochter eines ihrer früheren Liebhaber sein werde.



Aus den Lehr- und Wanderjahren.

Nach zwei Jahren hatte ich an der Herentüchle der Alten den Geschmack verloren. Ich ging zu meines Vaters Schwester, die mit einem Schuhmachermeister verheiratet war, in die Stadt, und vereinbarte mit meinem Onkel, daß er mich in die Lehre nahm. Am 2. Januar 1864 setzte ich mich dann auf das Dreibein. Es wurde mir auch hier nicht schwer mit der Aneignung der Handgriffe und der theoretischen Vorschriften dieses ehrjamen Gewerbes. Allerlei Vorteile der Handtierung blieben mir nicht verborgen, so kam es, daß nach einem halben Jahr meine Erzeugnisse den zwei jüngeren Gesellen zur Nachahmung vorgezeigt wurden.

Die Arbeit war nicht leicht, wir hatten 14 bis 16 Stunden Arbeitszeit, Mittagspausen kannte man nicht. Kaum war der Böffel weggelegt, so griffen wir wieder zu Feile, Hammer und Ahle. Von Michael bis Josephstag wurde bei Licht gearbeitet. Da wurde die Arbeit beschlossen, wenn um dreiviertel auf elf Uhr die „Lumpenglocke“ erkante. War aber eine Verrichtung begonnen, die nicht liegen bleiben konnte, so wurde es Mitternacht und später. Morgens wurde kein Licht angezündet. Holte ich im Morgengrauen im „Feuchtkübel“ das Wasser, so verhöhnte mich der benachbarte Schlossermeister „Humbug“ über unsere Verschlafenheit und die nächtliche Arbeit also: „Täte ihr au am sunst uffstehn un anfangen, wie mini Schlosser, no bruchte ihr au nit am elfi noch z'schaffe, ihr dummi Pechhengst!“

Gesellen und Lehrbuben wurden vom Meister gut behandelt, und die Meisterin hielt auf gute Nahrung. Ging es einmal zu lang, dann kredenzte der Meister ein Christwasser oder ein Glas Wein als Vorspann, wie er es nannte. Er richtete den Lehrlingen, was damals eine Seltenheit war, eine anständige Bezahlung aus, sobald ihn die Leistungen befriedigten. Von der Welt hatte unser Meister auch ein Stück gesehen, davon erzählte er uns oft. Der Humor, der aus seinen Erzählungen lachte, blieb ihm bis ins Alter treu. Als es mit dem Meister zu Ende gehen sollte, sagte er heiter zum Arzt: „So, jetzt heißt es die Fadel löschen, Herr Kommilitone.“ „Ja, waren Sie auch einmal Student?“ meinte dieser. „Und ob,“ antwortete der Meister, „auf drei Universitäten: Freiburg, Heidelberg und Göttingen, habe ich den Draht gezogen.“

Unter den Lehrgesellen waren zum Teil vielgereifte und intelligente Leute. Da hörte und lernte ich manches. Eine eigentliche Arbeiterbewegung kannte man damals in unserem Städtchen noch nicht. Die

Handwerksgesellen traten dem katholischen Gesellenverein oder dem Arbeiterbildungsverein bei. In diesem scharten sich die freisinnigen Elemente zusammen. Im letzten Jahre meiner Lehrzeit wurde ich Mitglied im katholischen Gesellenverein. Nach den Vereinsstatuten sollten zwar Lehrlinge nicht Mitglieder werden dürfen, auf Wunsch des Präses fand ich aber Aufnahme, „da man ihn beim Deklamieren und Theaterpielen gut gebrauchen könne.“ — fügte der Herr hinzu, Sehr bald wurde mir die Bibliotheksverwaltung anvertraut. Ich benützte die Sammlung recht fleißig. Trotz der überlangen Arbeitszeit zog ich mir immer noch etwas am Schlafe ab, um an jedem Tag etwas von der fremden Wissenschaft zu erbeuten. Da aber nach Feierabend kein Licht mehr brannte, so machte ich mir aus Unschlitt und Wollse eine Kerze und las oft lange über die Mitternacht. Ein Donnerwetter des Altjahres trieb mich dann häufig ins Bett.

Im Verein erteilte der Präses Unterricht in der französischen Sprache und anderen Fächern. Von ihm hörte ich zum erstenmal etwas von Ferdinand Lassalle, von der Sozialdemokratie und ihren Bestrebungen. Das schilderte er uns alles in wohlwollender Weise. Ein Sattlergeselle, der in Mannheim schon von der neuen Lehre gehört hatte, und ich verschafften uns Broschüren Lassalles. Als ich sie gelesen hatte, war auch die Anstetzung da. Zuvor hatte ich mich schon von den religiösen Dingen abgewandt; hauptsächlich schuld daran waren einige Bücher unserer eigenen Bibliothek, die ihrer Tendenz nach nicht dahin gehörten. Der Präses ließ sie ruhig auf dem Bücherbrett, vielleicht kannte er sie nicht einmal. Alle Montag war Geselligkeitsabend. Außer dem Präses fanden sich gewöhnlich noch einige Kollegen von ihm dazu. Wir jungen Leute hatten Gelegenheit, von den Herren zu lernen, zum mindesten zu beobachten. Sie verkehrten vielleicht aus Bedürfnis mit uns, bei manchem entsprach diese Geselligkeit wohl auch einem höheren Zwecke. Für unseren Präses schien es aber Herzenssache zu sein. Er war ein prächtiger Mensch und ein Proletarier wie wir. Die vergesse ich seine lange schwarze Kaplangestalt, wie er am Tische saß und von seinem Wochenlohn erzählte: dem Kronentaler. „Eine Schwester habe ich zu unterstützen,“ sagte er oft, „die Bettler darf ich nicht weg-schicken, so will es nicht stehen. Gestickt sind alle meine Mittel, und so steht mein Gut aus, zu einem neuen langt es nicht.“ Dabei zeigte er uns, wie der abgerissene Rand unter dem Band mit Zwirn ange-näht war.

Wenn ich bei einer Feierlichkeit ein mitunter sehr langes Gedicht vorgetragen hatte, so kam gewöhnlich der Präses auf mich zu und klagte, wie schwer ihm das Studieren seiner Predigten werde. Er wünschte nur, mein Gedächtnis zu befestigen. In solchen Abenden wurde

wiel politisiert. Sie waren alle ultramontan, aber hielten auf ihre demokratische Note. Auf der Durchreise besuchte uns ein Oberer des Jesuitenordens aus Algier. Er war ein witziger, weiskundiger alter Herr, von ihm hörte ich zum erstenmal eingehend und anerkennend von der Sozialdemokratie reden. Aus diesem Grunde verehrte ich den Alten, daß es aber bei ihm vielleicht eine Absicht haben konnte, darüber machte ich mir keine Gedanken.

St. Joseph war der Schuhheilige des Vereins. Am St. Josephs-tag sollte man zur Reichte gehen; die meisten von uns taten es aber nicht. Der Präses drückte ein Auge zu, hielt uns aber am Vorabend eine Morallehre, die auch nicht engherzig war. Dann ging er zur Probe des Unterhaltungsprogramms für den Festabend über, denn er war auch Regisseur.

In meine Lehrzeit fiel das Kriegsjahr 1866. Unsere Gesellen, ein Bayer, ein Schwabe und ein Badener, lösten die Kriegsfrage jeden Tag einigemal. Die Preußen wurden dabei kurzerhand in die Pfanne gehauen. Ich dagegen, aus Oppositionslust, oder weil ich bessere Einsicht aus den Zeitungen gewonnen hatte, prophezeite den Sieg der Preußen. Daß ich deswegen keine Prügel erhielt, verdanke ich nur dem Meister. Der traute dem Handel auch nicht recht. „Der Sachheber, der mit dem Sack den Elbentisch fangen will,“ so despektierlich nannte er den Prinzen Alexander von Hessen, den Kommandeur des achten Armeekorps, der immer die Preußen nicht finden konnte. Aber die Niederlage der Oesterreicher bei Königgrätz waren wir alle einig in der Trauer.

Als aus dem „Lahrer Hinkenden“ ein Paulus geworden war, da schwenkte auch ein großer Teil der Bevölkerung um und hielt es jetzt mit den Preußen.

Die Lehrzeit verließ für mich ohne die üblichen Prügel und Nebenverrichtungen. Nur mit dem Vormund gab es allerlei Kampf. Brauchte ich Kleider oder Werkzeug, das man selbst anschaffen mußte, so ging das nie ohne herbe Ermahnungen und Ratschläge vor der versammelten Nachkommenschaft ab. Ich sparte deshalb an meinem Lehrbubenlohn, um die Wittgänge selten machen zu müssen. Sehnsüchtig betrachtete ich einmal beim Kleiderhändler Weil durch das Schaufenster eine Hose, die mir sehr gefiel. Er bot sie mir an für sieben Gulden. Da klagte ich ihm mein Leid. Dazu meinte er, ich solle alle Samstag einen halben Gulden bringen. So bekam ich die Hose. Als strenggläubiger Israelit nahm er aber am Samstag kein Geld in die Hand, da warf ich die Mate stets selbst in seine Schublade.

Gut ausgebildet im Beruf zog ich am 12. Juli 1867 in die Fremde. Der Vormund hatte diesmal ein Einsehen; gut ausgerüstet und leidlich mit Geld versehen, nebst der Ermahnung; zu sparen, ließ er

nich gehen. Voll Mut und schwellender Hoffnungen war ich in aller Frühe auf der Landstraße. Ich dachte nicht an die Arbeit, sondern wollte ein paar Wochen wandern und Land und Leute sehen. So besuchte ich alle Burgen und Denkmale, die von irgendeiner heimatlichen, geschichtlichen und öffentlichen Romantik umwoben waren. Nicht weit von Baden-Baden gesellte sich ein lustiges Berliner Schneiderlein zu mir. Er machte mir begreiflich, daß ich gar kein richtiger Handwerksbursche wäre, wenn ich nicht fechten ginge. Da wollte ich ihm zeigen, daß ich keine Memme wäre, und ging geradezu wegs zur Apotheke hinein. „Sie sehen nicht aus, als ob Sie das nötig hätten. Schämten Sie sich,“ sagte der Provisor. Da verging mir der Geschmack am Fechten. Der Schneider aber zog kühn in den Kampf. Auf der Herberge zeigte er mir dann selbstzufrieden die Beute. „Ich gehe jetzt Toilette machen,“ sagte er auf einmal und verschwand. In einem schwarzen, tadellosen Anzug kam er wieder. Das hätte ich nicht geglaubt, daß sein „Berliner“ solche Schätze barg. „Jetzt geh's zum Kurhauskonzert,“ meinte er mit sanfter Stimme, „dann ins Theater.“ Ich bewunderte diesen Lebenskünstler, stieg allein auf die Ruine Hohenbaden und suchte meine Schwarzwaldberge, die aus der Rheinebene aufstiegen. Über dem Rhein aber blauten mir die nebelhaften Umrisse der Vogesen entgegen.

Am anderen Tag besuchte ich meinen Vetter, der Hofgärtner bei den Nonnen in Nidertal war. Von der Schaffnerin bekam ich eine gute Mahlzeit, dann betrachtete ich die stattlichen Bäume der Richten-taler Allee, die Willen und Gärten der russischen Aristokraten.

Als ich mich von dem Schneider verabschiedete, um nach Gernsbach zu wandern, meinte er: „Wer bis fünf Tage privatliere ich noch hier, dann dürfte die Weide abgegrast sein.“ Sein Angebot, mich noch in der edlen Fechtkunst zu unterweisen, lehnte ich ab, denn mir kam seine Praxi nicht einwandfrei vor. Als ich den anderen Tag früh halb fünf Uhr bei Sossenu den württembergischen Grenzpfahl erreichte, kam ich mir im Ausland sehr wichtig vor und nahm den Weg weiter über Herrenalb und Döbel.

In Wildbad fragte ich einen Dienstmann nach einem billigen Gasthaus. „Von den Handwerksburschen will man hier im Sommer nicht viel wissen,“ erwiderte er. Das verdroß mich, ich gab eine un-würdige Antwort und fuhr an diesem Abend noch nach Stuttgart. Dort kehrte ich in der katholischen Vereinsherberge ein. Der Most, den man mir dort vorsetzte, war meiner badi-schen Zunge ein un-gewohntes Getränk. Ich bedauerte die Schwaben, daß sie ein solch jedes Maß genießen müssen. In dieser ungemütlichen Nacht fand ich auch keinen Schlaf, die Hitze in der Dachstube und die beißen den Mitbewohner ließen mich keine Ruhe finden. So trottete ich am

Morgen verstimmt durch die Stadt. Alle Meister boten mir Arbeit an, es gab kein Geschenk, und die Arbeit wollte ich nicht nehmen. Da zog ich weiter, über die Solitude nach Ludwigsburg. Als ich die Feste Hohenasperg klar vor mir sah, da gedachte ich des Dichters Schubart, von dem uns der Präses in Offenburg erzählt, und dessen Gedicht die „Fürstengruft“ ich oft vor meinen Kameraden vorge-tragen hatte.

Ich wanderte durch das Neckartal, in dessen lieblichen Geländen die Obstbäume schwer trugen. Als ich nach einer stürmischen Nacht bei Besigheim wieder auf der Landstraße war, da lag der reichliche Apfel- und Birnensegen auf der Straße und in den Felbern. Das betrübte mich sehr. Als mir dann ein Bäuerlein traurig klagte: „Für das Jahr ist der Most hin,“ da wurde es mir bei dem Gedanken an das Produkt in Stuttgart schwer, seine Trauer ganz zu würdigen. Unterwegs fand ich am Straßenrain einen langen braunen Burschen ausgestreckt daliegen. Er lud mich zur Mitruhe ein und stellte sich als jüdischen Kaufmann aus Budweis vor. Er wäre schon lange auf der Wanderschaft, erzählte er. Da habe er es besonders auf seine Glaubensgenossen abgesehen, die suche er alle auf. Und weil er als frommer Mann nur toscher essen wolle, so stele es allemal dem Rabbi der Gemeinde zu, für seine Nahrung zu sorgen. Von den anderen nehme er Geld und Gelbeswert, hörte ich später, was er immer bekommen konnte. Er war verheiratet. Seine Frau betrieb ein kleines Handelsgeschäftchen in der Heimat Böhmen. Der Zweck seiner Wanderschaft war, das Betriebskapital zu erweitern. Schon zahlreiche Gulden hatte er der deutschen Judenthät abge-nommen und nach Budweis geschickt. Mit dem dreitausendsten, meinte er dann vergnügt, wolle er selbst nachfolgen.

Nicht alle „Kunden“, die ich traf, waren aber so betriebsam wie der Berliner Schneider und der Handelsmann, die Mehrzahl von ihnen waren bescheidene, arbeit-same Burschen, die dem alten Brauche gemäß wanderten, um die Welt zu sehen, sich im Handwerk aus-zubilden und einen ordentlichen Meister zu finden. Ungelehrte Leute reisten nicht, und „Stromer“ gab es wenige in diesen Gegenden.

In Heilbronn und bei Weinsberg gab es für mich genug zu sehen, ich wanderte am Neckar entlang und verträumte einen Tag in Heilber-berg. In Mannheim konnte es mir nicht gefallen, ich geriet in die Pfalz und hielt mich in Worms und Mainz auf. In Schifferstadt hatte ich das Erlebnis einer Pfälzer Bürgermeisterwahl. Fast gleich stark standen sich die Wähler gegenüber. Die rot, die schwarz! war die Losung. Die Stäbe hatten in Gasthäusern ihre Standquartiere. Da wurde polkiert und gekriechen, das Zahlen war ganz abge-schafft, man hatte nur rot oder schwarz zu sein. Man erzählte mir,

daß sie sich schon wochenlang gegenseitig „geloppt“ hätten. Diese Sauferei koste den glücklich Erwählten oft Zehntausende Gulden.

In Mainz, der Hochschule der damaligen Schusterrei, wollte ich mich wieder dem Leder zuwenden. Mainz hatte die ersten Fabriken und lieferte flotte Arbeit. Zuerst wollte ich es bei einem Meister versuchen.

„Ich bin der Blockisch un bring mehr Gelle unter als der Sprechmeister,“ redete mich ein rotnasiger Graukopf an. „Ich kenn alle gute Plätz.“ Ich ließ mich auch beschwähnen, mit ihm auf die Meisterfuche zu gehen. Unterwegs versuchte er mit viel Scharfsinn, die Fülle meines Geldbeutels zu ergründen, und in jeder Kneipe wollte er einen Bekannten suchen. Allmählich kam mir ein Verdacht, und als aus dem Fenster einer Werkstätte ein Geselle herausrief: „Na, Blockisch, hast e Schäfche bei dir?“ da war mein Vertrauen erschöpft. In der nächsten Kneipe, als er eben in der Küche Braten für uns bestellte, zahlte ich den Wein und ging. Des „Bischofs Schafe“ nannte man in Mainz die Konviktszöglinge, die ich blaß und hochwangig durch die Straßen ziehen sah.

Ich suchte selbst einen Meister und erzählte bei den Kollegen die Blockischfahrt. Nicht lange danach ging er über den Platz. Die Gesellen riefen ihn her. Als er mich sah, wurde er rot und esfuhr noch den Spott dazu.

Die Arbeit gefiel mir leidlich. Im katholischen Vereinshaus nahm ich Kost und Wohnung, die gut war. Auf diesem Gebiet war der Verein den damals schwachen und spärlichen anderen Arbeitervereinigungen voraus. Auf der Bude hatten wir auch einen Kassalleaner, das war ein älterer intelligenter Mann, von dem ich über vieles Aufklärung erhielt. Mit der Organisation kam ich noch nicht in nähere Berührung. Des Sonntags wanderten wir über Bleibich nach Wiesbaden, auch einmal nach Frankfurt, und in diesen Stunden genoß ich Schönes und gewann Anregung.

Im katholischen Gesellenverein führte Dr. Mousfang das Szepter. Der Einfluß der Klerikal auf die Handwerksgefallen war aber nicht groß. Dagegen hatten sie eine stramme Garde an dem katholischen Männerverein. So viel Kopfhänger- und Leibschmerzengestalten konnte man nicht leicht beisammen sehen, als wenn diese Bilder bei Prozessionen hinter dem Doktor herzogen. Sie wurden deshalb auch des Bischofs „Gämmel“ genannt.

Als die Arbeit beim Meister knapp wurde, suchte ich einen anderen. Den fand ich in dunkler Enge in der Himmelsgasse. Das waren gleich zwei Meister, die auch zu den „Gämmeln“ zählten. Der eine schnitt das Leder und betete dazu, der andere schanzte unter uns und betete erst recht. Um fünf Uhr sah der eine schon

auf dem „Stängelche“ und erzählte uns, wann wir kamen, daß er das Gott zu Ehren tue. Salbungsvoll wurde so der Tag vollbracht. Die Gesellen und Lehrbuben, die aus den Dörfern der Umgebung kamen, brachten kein Wort über die Lippen, kaum daß sie sich das nötige Material zu erbitten getrauten. Als ich das Wort ergriff, malte sich Entsetzen auf ihren Gesichtern. Aber das hinderte mich nicht, allerlei Weltliches zu reden, über den Gesellenverein, über die Fachvereine, die jetzt entstanden, und über — die Sozialdemokratie.

„Weiß Gott, das kann nichts Gutes werden,“ ließ sich der Meister aus seinem Berschlag heraus vernehmen, „wenn die jungen Leute sich vom guten Allhergebrachten abwenden und sich um Sachen kümmern, die nur die Studierten zu wissen brauchen. Auf diese, ja,“ betonte er stark, „auf diese muß man sich verlassen, denn sie wissen und tun, ja, sie wissen und tun, was dem Volke not tut.“

Unsere Werkstätte war eng und finster, schrecklich war die Schlafstelle, zu zweien in einem Bett und unter dem Dach. Die Bezahlung und Beföstigung erfolgte nach einem Modus, den man heute kaum für möglich halten kann. Die Halbstückbezahlung, das heißt Afford mit Beföstigung und Wohnung, war neben der Wochenlöhnung in Süddeutschland allgemein üblich, doch wurde dann meist die ganze Kost gegeben. Bei diesen frommen Brüdern war neben der Halbstückbezahlung auch Halbkost üblich. Das Brot zu allen Maßheiten hatte der Geselle zu beschaffen. In der Frühe gab es eine Tasse Bichorientaltee, wer Milch wollte, konnte sie kaufen. Zu Mittag kam Suppe, Salzkartoffeln oder Salat auf den Tisch. Wenn dies nicht genigte, der durstete sich mehr kaufen. Abends war es wie am Morgen. Daß man seine eigenen Werkzeuge mitbringen, Borsten, Garn, Pech, Wachs, die Holznägel und Nieten selbst kaufen mußte, das war keine Spezialität des frommen Paars, so war es in ganz Deutschland üblich.

Da ging ich bald davon, den Rheingau entlang. Unterhalb Geisenheim begrüßte mich ein Wanderbruder mit den Worten: „Hast du keine Toppelschicks gesehen?“ Ich verneinte und ging des Weges. Auf der Herberge zu Albesheim saß viel wanderndes Volk. Plötzlich stürzte mein Bursche herein und stürzte sich wütend auf ein Weib, das unter den anderen saß. Er umkrallte ihren Hals, da stand der Bursche zu ihrer Seite auf und schrie: „Hände weg, ist sie dir denn angetraut? Nein ist sie jetzt!“

„Man,“ rief jetzt der Betrogene, „sollst einen Brandenburger kennen lernen. Und ich,“ lachte der Glückliche, „bin ein Hannoveraner und ein Kachoff (Schlächter) dazu!“ Der Kampf tobte heftig, und als Brandenburg am Unterliegen war, lehnte die abtrünnige Schicks zu ihrer Pflicht zurück. Wegen die Vereinten konnte Hannover

das Feld nicht mehr behaupten. Die Sieger zogen ab, der Besiegte sandte ihnen einen traurigen Blick nach. Dann betrachtete er noch trauriger sein Beutelchen und sagte: „Und ich habe doch den erdalksten Kiez ganz ehegenossenschaftlich mit ihr geteilt.“

Diese Gesellschaft verließ ich bald. Durch das Nahetal nach dem heiligen Trier sollte die Reise gehen. Auf der Fähre nach Wingen vergaß ich Brandenburgs und Hannoverss Handel, denn das schöne Landschaftsbild nahm mich gefangen und vom bösen Gattö im Mäuse-turm träumte ich. Über Kreuznach und Kirn wallte ich in das Firsstentum Birkenfeld. In Oberstein bezog ich die „Burg“ (Herberge), von der mir mein Begleiter erzählte, daß das eine hervorragende Burg wäre. Die feinsten „Röppe“ unter den Kunden vom Rhein, der Mosel, der Nahe und aus der Eifel hätten hier oft wochenlang ihre Hofhaltung. Als wir dort waren, merkte ich auch, daß die wander- aber auch arbeitslustigen Gesellen hter in der Minderheit waren. Die Leute erzählten sich tolle Geschichten. Der gerissenste Galgenvogel der ganzen „honetten“ Besatzung war der Burgvogt (Herbergsvater) selbst. Wer noch nicht alle Schliche zum Dalfen und Ganfen (Fechten und Stehlen) kannte, dem brachte dieser es bei. Ebenso hilfreich wie gegen die „Kinder“ war er auch gegen die Volkzeit, er bemogelte beide Teile, doch die Feche bezahlten die „Kinder“. Er mußte ihnen die letzten Pfennige für seinen Fusel herauszuklauben.

Auch an „Aristokraten“ fehlte es nicht unter diesem Volke. Das waren die „flotten Bürsche“, die sich rühmen konnten, schon zwei und mehr Jahre bei keinem „Krauter“ mehr gefronbet zu haben. Sie hatten bei den Burgvögten Kredit, denn alle sechs bis zwölf Wochen kamen sie auf der Durchreise zum Vorschein, bezahlten die alten Schulden, um wieder tüchtig neue zu machen. Sie herrschten absolut über das „Volk“, wiesen ihm seine Dalfbestücke nach ihrem Willen an. In meinen Burgtagen hieß der Herrscher „Baron Flottwell“, alle Kunden der Rheinlande erkannten seine Oberhoheit an. Das war ein Schuster. Er rühmte sich, schon sechs Jahre den Krautern auf die Röppe zu spucken. Baron Flottwell hatte bei dem Garbedukorps in Berlin gestanden, und ich sah selber ein, daß seine hohe Erscheinung mit dem blonden Schnauzbart sehr schlecht auf einen Schusterschemel paßte. Zu zweien und zu dreien kommandierte er die Fechtbrüder ins Land. „Daß ihr nicht Schmutz macht und den ganzen Kiez zur Platte bringt! Wer abends nicht da ist, der ist verschütt!“ So entließ er die Brüder. Während nun das Volk in den Dalfgründen sich mühsam durchsocht, sahen die Regenten auf der Burg, logen sich haarsträubende Geschichten und Heldentaten vor, spielten Karten und verzehrten feudalschönlich den Ertrag des Volkes. Kamen am Abend die Brüder zurück, so mußten sie die

ganze Beute auf die Platte legen. Der Herrscher nahm alles in Verwahrung und Verwaltung. Nachts wurde das Volk dann in einem Schlaßaal untergebracht.

Eine Widelmacherin, die ihren Zigarrenmacher begleitete, rückte ruhig mit ein. Am anderen Vormittag hörten wir von der Wirkstube aus ein heftiges Geschimpfe. Der Zigarrenmacher hatte den Burgvogt am Widel, und aus dem Wortwechsel vernahm man, daß der Burgvogt die noch schlafende Widelmacherin hatte „necken“ wollen. Diese Untat kostete den Vogt viele Schnäpse, und dann noch einige, daß man's der „Mutter“ nicht pfeife. Ich hatte keine Lust, in die Hörigkeit dieser „Feudalen“ zu treten.

Am diesem Morgen verließ ich die Burg. In Idar sah ich mir die Nachtscheisereien an. Dann wanderte ich über die rauhen Höhen des Gimsrück der Mosel zu. Bei Hermeskeil war ich allein zwischen Ginstern und Birbelkiesern, stundenlang ging ich dahin. Da klang mir ein sonderbarer Singsang in die Ohren. Als ich mich umwandte, zog hinter mir eine Schar Pilger nach Sankt Wendel, die Kirchenfahne flatterte voran. Ich schloß mich den Pilgern an, und als wir abends im Gasthaus beieinander saßen, erzählte ich ihnen, daß es in meiner Heimat auch solch einen Tiersehupatron gäbe. Ich machte die Leute auch mit seiner Legende bekannt. Da glaubten sie aber, ich wolle sie verhöhnen, und es sah bald so aus, als möchten sie mich am liebsten verprügeln. Schließlich erklärte dann einer, auf alle Fälle sei ihr Sehupatron der echte und der meinige dagegen nur ein unechter Tropf. Als ich keine Einwendungen machte, wurde die Stimmung wieder gemüthlicher.

Nach mehrtägigem Marsche lag das liebliche Moseltal vor mir. Mein Herz klopfte vor Erwartung, als ich endlich die Türme von Trier ragen sah. Ich trat durch die Porta Nigra ein und suchte alles auf, was aus vergangener Zeit erzählte. Da kamen mir die Erinnerungen zu Hilfe, alle Schönheit zu sehen, die ich mir aus Büchern, bei Unschlüssigkeit und um Mitternacht, geholt hatte. Erst spät suchte ich im Gesellenverein Quartier, und als es dort keinen Platz mehr gab, wanderte ich einer Herberge zu. Da traf ich heitere Handwerks-genossen; auch ein paar Flottwells fehlten nicht unter ihnen, aber sie dursteten sich nicht zu maufsig machen. Wer sich nicht ernstlich um Arbeit bemühte oder gebotene Arbeit nicht annahm, den setzte der „Water“ an die Luft. Alle zusammen wurden wir zur Ruhe gebracht, bis außs-Hemb ausgezogen und auf „Wienen“ (Käuse) gepulst. Dieses Geschäft besorgte die Tochter des Hauses! Glaubte einer unter der Schar galant sein zu müssen, so ward ihm eine feststehende Ohrfeige zum Lohn.

Am anderen Tage ging ich zur Arbeit in die Nagelgasse. Auch hier fand ich gleich zwei Meister: Water und Schwiegersohn. Das

waren recht fleißige Leute, aber keine Betrüber, und hielten viel auf einen guten Wih. Die Entlohnung dort war auch Halbstück, das Essen aber gut und reichlich; die Familie teilte mit uns fünf Gesellen die Mahlzeiten.

Die Rheinländer vor 1870 waren keine Preussenschwärmer. Als ein Kollege von der Musterung kam, rief er uns zu: „Preuß' bin ich geworden!“ Das war die gebräuchliche Lebensart dafür, daß einer Soldat geworden war. Unser alter Meister war ein Politiker, er setzte uns jeden Tag die Vorzüge der früheren französischen Herrschaft auseinander. Mit erhobener Stimme endigte er jedesmal seine Vorträge: „Und bei uns gilt der Kopf Napoleon“ (Code Napoléon).

Der Sickingenschen Kugel, die im Gemäuer des Simeonstors noch steckt, galt mein erster Sonntagsgang und dann suchte ich die Römertätten auf. Einmal übten im weiten Raume des Amphitheaters preußische Hornisten und Trommler, und das war mir ein seltsamer Anblick, denn ich war gerade mit meinen Gedanken zwei Jahrtausende zurück. Ich dachte an die damals hier herrschende römische Pictelhaube! Am Pfingstdienstag sah ich mir in Schternach die Springproffession an. Das war freilich ein komischerer Anblick als das preußische Militär. Diese Proffession geschah zum Gedächtnis an das Aufhören des Weltstanzes, einer Krankheit im achten Jahrhundert. Daß der Massenweikstanz, den ich von über 10000 Menschen gesprungen sah, eine religiöse Übung sein sollte, das ging mir nicht ein. Aber ich sah es mit eigenen Augen, da hülpten die Menschen unter Musik und Gesang vier Schritte vor und zwei zurück. Und dieses wahn sinnige Getoll dauerte fast den ganzen Tag.

Als ich die Stadt und ihre Umgebung so durchwandert hatte, daß ich fast alle Fleckchen kannte, da erinnerte ich mich meiner Mitgliedschaft im Gesellenverein. Dort herrschte ein streng bigottes Regiment, wie ich es nicht gewöhnt war. Als ich einmal eine Religionsstunde schwänzte, kanzelte mich ein junges Kapländchen tüchtig herunter. Ein andermal drohte man einigen jungen Leuten und mir mit dem Ausschluss aus dem Verein, weil wir im benachbarten Orte zur Kirchweih gegangen waren. Das war Mangel an Gottesfurcht und Schlimmeres; ich war aber nicht reuig, sondern trat aus dem Verein aus. Außer diesem strengen Regiment der Kapläne erfuhr ich auch gelegentlich etwas vom preußischen Regiment. Ein Kollege nahm mich zur Kontrollerversammlung mit. Ich stellte mich in der Nähe auf und sah den Dingen zu. Da entdeckte der Major, daß viele der Leute ihre Kriegsmedaillen von 1866 nicht trugen. Er witterte: „Ist das den dreimal gottverlassenen Rheinländern immer noch nicht beizubringen, daß sie Preußen sind? Ihr habt euch dessen nicht zu schämen, und wer darüber spottet, den haut auf die Nase, daß er die Beene

in die Höhe streckt!“ Dann wandte er sich noch einmal um und schrie: „Wer wieder ohne Medaille kommt, der steigt ins Loch!“

In Trier fand ich keine politisch oder gewerkschaftlich organisierten Kollegen, auch ich zog noch als Wilder meine Wege. Die Wanderlust packte mich wieder. Die Weinlese hatte begonnen, ich wanderte fröhlich durch das Rebgelände und war froh mit den Winzern, die mir ihre Freude über den Ertrag nicht verhehlten. Ihr 1868er war kein schlechter, das kostete ich an manch goldener Traube.

Neugierde und Wanderlust trieben mich über Luxemburg in das Franzosenland. Ein Zimmermaler und ein Steinhauer fanden sich zu mir. Bei Thionville, jetzt Niedenhofen, sagte man uns, daß sich hier der neue Kohringer im Stadium des Saufers befände. Mit unseren wenigen Soustücken kauften wir uns Neuen, und bald waren wir drei vergnügt. Wir lauschten den Geschichten des Malers, der in der Fremdenlegion gedient hatte. Es war schon Nacht, als wir uns aufmachten, Thionville zu erreichen. Plötzlich machte der baumlange Maler auf der finsternen Landstraße Halt. Er hielt uns eine feurige Rede, forderte uns am Schlusse auf, morgen mit ihm nach Weh zu ziehen und uns in die Fremdenlegion einreihen zu lassen. Darauf nahm er uns einen feierlichen Schwur ab. Der Schatten zeichnete den Maler überlang ins Feld hinaus, wir kleinen zwei anderen zitterten mit den Schwurhänden an ihm empor. Am Morgen als ich erwachte, lastete der Schwur schwer auf meinem Gewissen. Ich verzögerte das Aufstehen und schmiedete Pläne zur Fahnenflucht. Da fand ich zu meiner Erleichterung, daß sich jeder der Burken schon in eine andere Richtung geflüchtet hatte. Ich wanderte allein nach Weh, um Arbeit zu suchen und um mein Französisch zu verbessern.

Die schmutzige und winklige Stadt machte mich nicht sehr froh, und in der Herberge fand mir vollends der Mut. Man steckte mich in ein zweischläfriges und bereits „bevolkertes“ Bett. Auf der Penne tat alles sehr französisch, es waren aber fast alle andere Landeskinder. Um hier Arbeit zu suchen, brauchte ich ein „livre de Licence“, das Arbeitsbuch. Das konnte man beim Grefrier bekommen für fünf Franken. Fünf Franken war mir Weh nicht wert, und ich suchte beim Grefrier wieder die Ausgangstür. Da schnarrte der Beamte hinter mir drein: „Sale Allemand.“ „Das sind Sie,“ erwiderte ich, „ich habe mich gewaschen.“

Ich kehrte ins Vaterland zurück, wanderte das Moseltal hinunter. Bald allein, bald in fröhlicher Gesellschaft trotete ich dahin. Traurig fand ich auf einem Markstein unterwegs eine Lippelschicks. Ihre Tränen flossen, während sie mir erzählte, daß sie schon ein Vierteljahr den Unterhalt für ihren Begleiter geduldet und daß er sie jetzt

trennlos hätte sitzen lassen. Ich tröstete sie, schlug die angebotene Verbindung aus und fand nicht weit davon den „Zrenulosen“ Iauern.

In Bernkastel und Trarbach suchte ich Bekannte auf. Da mußte ich manchen Tropfen vom neuen Maß der Mostelhänge kosten. Auch ein Gendarmeriewachtmeister zahlte mir einen Schoppen. Er war 1849 in meiner Heimat im Quartier gelegen und erkundigte sich, ob wir unseren „Herzog“ wieder bekommen hätten. Daß man Revolution gemacht habe, konnte er nicht begreifen. Es sei doch ein gutes Land, das Baden, meinte er.

Auf der Genovevaburg nach Mayen zu verließ mich die Lust zu Träumereien, denen ich so gern nachhing, denn mein Beuteltchen barg nur noch ein paar rote Pfennig. Ich kämpfte mit mir, versuchte es dann endlich wieder mit der Fechtkunst. Zuerst holte ich mir bei den Meistern den üblichen Obolus. Es gab keine Arbeit, und ich setzte den begonnenen „Gang“ weiter fort. So gelangte ich zu zehn Silbergroschen, löste für mein zweites Paar Stiefel noch zwei Taler dazu, und nun konnte mich keine Not mehr hindern, meine Träume wieder aufzunehmen.

Untenweg sang einer:

Auf der Burg zu Ehrenbreitstein

Nur die düstesten Kunden gehn aus und ein!

Dorthin wollte ich auch, denn sie war mir bekannt als die flotteste aller „Bürgen“. „Mutter Süh“ galt als die Perle aller Mütter, auch die „Fechter“ waren berühmt. Als ich eintrat, erkannte ich den Baron Flottwell sofort unter den Brüdern. Er setzte mir eifrig auseinander, um wieder besser in diesem Revier die Dalfgründe seien als an der Nahe und auf dem Hundrüt. Ich verschmähte es trotzdem, seinem Kommando zu folgen, und mußte meine Widerspenstigkeit und Feigheit mit einem Viertel Wein büßen.

Als ich wieder am Rhein entlang ging, warf mir eine Frau ein Kastenmännchen (Zinsgroschenstück) aus dem Fenster und bat mich, in der nächsten Kapelle fünf Vaterunser für sie und ihren verstorbenen Mann zu beten. Ich hob die Münze auf, dankte und verrichtete gewissenhaft das Gebet. In Bonn traf ich bei einem Meister dasselbe Halbküß- und Essenssystem wie bei den Mainzer Hämmeln. Ich fertigte ein Paar Damenstiefel, ließ mir den Lohn, zehn Groschen, bezahlen und fuhr am gleichen Abend nach Köln. Im Gesellenhaus erscholl morgens fünf Uhr die Glocke und versammelte das reisende Volk bei der Messe. Davon gab es keinen Dispens. Ich fand keine Arbeit und setzte meinen Weg fort bis Düsseldorf.

Dort rebete mich ein Meister so an: „Wenn Sie stink sind und sich kein Gewissen daraus machen, etwas lange Umwendstücke zu

nehmen, können Sie bei mir anfangen. Ich habe einige hundert rote, blaue und schwarze Theaterschuhe billig zu liefern, und nur flinke Leute vermögen dabei auf ihren Lohn zu kommen.“ Sehr erbaut war ich nicht von dieser Urrede, aber das nette Ladengeschäft gefiel mir; auch meine leere Tasche drängte mich zum Arbeiten. Die Werkstatt hoch oben glich durchaus nicht der Aufmachung von unten. In einem Bretterverschlag mit Oberlicht hatten sieben Leute einen engen Sitz. Von Ordnung wollte keiner etwas wissen; die Betten und der Schlafraum vervollständigten die ganze „saubere“ Einrichtung. Von den fleißigen und frohen Kollegen, die ich bisher getroffen hatte, fand ich hier keinen, diese Leute waren die Ergänzung von allem ringsum. Aus meiner Heimat und auch den anderen Gegenden war ich gewohnt, daß die Gesellen zum Vesper gelegentlich ein Glas Bier, bei uns auch einmal ein Gläschen Kirsch- oder Treberwasser tranken. Aber die Viertel- und Halblitergläser Kalms, die hier auf den Werkstischen herumstanden, konnten mir nicht gefallen. Einige Leute verbrachten die Zeit außer dem Leeren dieser Gläser mit Schläfen, den Kopf auf das Schneidbrett am Werkstisch gelegt, oder sie lasen Ernst Pitaval'sche Romane in Hefen. So war es gewöhnlich in der ersten Hälfte der Woche, in der zweiten kam es dann vor, daß die Nächte zur Arbeit mitgenommen wurden, um das Notwendige noch zu verdienen. In dieser Ordnung hatte der Meister starke Mitschuld. Selten hatte er die Materialien zur Arbeit hergerichtet und zwang so die Leute zur Bummelerei. Die Bezahlung ging nach Stück, für mäßiges Geld wurde von der Meisterin ein noch mäßigeres Essen geliefert. Das mußte auf der Wude genossen werden und bestand in der Hauptsache aus Kartoffeln. Eine rostige Kanne mit schwarzer Brühe, „Kaffee“ genannt, zirkulierte fleißig.

Zum erstenmal nahm ich hier an einer sozialdemokratischen Versammlung teil. Der Redner war ein Kollege, ich meldete mich bei ihm zum Fachverein an. Am anderen Tage hielt ich den Mitarbeitern auf der Werkstatt Vortrag über das Gehörte und forderte sie auf, sich um diese Dinge zu kümmern. Ich fand kein Verständnis, jedoch viel Spott darüber. Der Schlimmste war das siebzehnjährige Meistersöhnchen, das unter allen die schlechteste Arbeit lieferte, dagegen sehr lebhaft seine widerlichen Streiche mit Mädchen erzählen konnte. Als ich einmal mit dem „Alten“ rechnen wollte, merkte ich, daß sich der Bengel eine Anzahl meiner gefertigten Theaterschuhe gutgeschrieben hatte. Er machte noch einen großen Krach, aber der Meister sagte kurz: „Man darf nur das Produkt betrachten und weiß, daß das nicht deine Handschrift ist, mein Söhnchen.“ Nun konnte ich es aber nicht mehr aushalten vor den Frechheiten des Sohnes, und als ich einige Taler erwaßt hatte, ging ich wieder auf die Landstraße.

Ich besuchte das Bergische Land, Elberfeld-Barmen, und machte nach dem Süden Fahrt. In Neuwied bot mir ein Meister von der Herrnhuter Brüdergemeinde Arbeit an. Er führte mich in die Werkstätte, die zwei Gesellen kennen zu lernen. In diesem Raume war eine erhebliche Kälte, und meine Blicke suchten vergeblich den Ofen. Da deuteten die Wurschen auf eine eiserne Platte in der Wand. Diese Platte sollte der Wärmevermittler zwischen Wohn- und Arbeitsstube sein. Ich sagte dem frommen Bruder, daß bei dieser Temperatur der Pechdraht kaum gut rutschen werde, und er hielt mir eine Rede über Demut und Folgsamkeit; dann nahm ich den Hut und ging. Die „Mutter Süß“ ließ ich links liegen und wanderte über Koblenz durch Wopparb, Sankt Goar, Oberwesel. In dem Neste Bacharach wollte man mir für Quartier zehn Groschen abnehmen, da wanderte ich in der Nacht noch weiter. Es war schon finster, als ich in ein Dorf kam und gleich eine offene Lüre entdeckte. Das mußte ein Stall oder ein Schuppen sein, ich trat auf Sand- und Strohhäufen. In eine große leere Blüte warf ich Streu, legte die Reisetasche unter den Kopf und schlief ein. Da weckte mich Geräusch und Licht aus den schönsten Träumen. Eine Maid, mit der Laterne in der Hand, stand da und suchte umher. Plötzlich stieß sie einen Schrei aus, die Laterne lag am Boden, und das Mädchen stürzte davon. Hier konnte nun meines Bleibens nicht sein, und bevor man mir auf den Hals kam, trabte ich in die Nacht hinein und kam erst spät in der Bingerer Herberge zur Ruhe.

Mein Ziel war Heidelberg, am Mittag passierte ich Ingelheim. In einem Hause wagte ich, Abzug zu erbitten. Das Haupt der jüdischen Familie wies mich kurz ab. Aber unten am Tisch schauten mich schwarze Mädchenaugen mitleidig an. Das hübsche Kind erhob sich und gab mir unter der Lüre ihr Stück Kuchen. In einem der besten Geschäfte in Heidelberg fand ich jetzt Arbeit. Auf der Herberge hörte ich das Können der Leute auf dieser Werkstätte preisen. Erwartungsvoll saß ich in der Frühe auf dem Dreibein. Mit großem Respekt schaute ich den schnurrbärtigen Gesellen zu, die an den bei jungen Schülern sagenumwobenen Kanonenstiefeln der Studenten mit weißer Seide herumstappten. Vorerst machte ich noch für gewöhnliche Sterbliche die „Standpunkte“, gewiß, daß ich es sehr bald zu den „Kanonen“ bringen würde.

Hier gefiel es mir, die Gesellen waren nette Leute, alle waren im Fachverein und in der sozialdemokratischen Arbeiterpartei, in die ich jetzt eintrat. Da war der Studentus B. Müdt in Schweitzerischer Richtung tätig. Im Verein waren beide Richtungen vertreten. Der „Sozialdemokrat“ und das „Demokratische Wochenblatt“ wurden hier gelesen und der Inhalt diskutiert.

Unter den Gesellen der Bude befanden sich auch einige der „Berstümten“. Die floitten Arbeiter, so wollte es eine Unsitte, hatten die Ehrenpflicht, etwas lockere Zeilige zu spielen. Sie waren im ganzen Rändle bekannt. Auf den Herbergen erzählte man sich Wunderdinge von ihnen. Sie gelangten von einem Meister zum anderen in der Regel auf dem Wege der „Auslösung“, das war, der neue Meister bezahlte beim früheren die Schulden des „Schwerendäters“, sonst konnte er den „Künstler“ nicht bekommen. Es kam vor, daß so ein Ausgelöster in der Droschke angefahren kam und sich gleich einige Gulden erborgte, um den Eintritt gebührend feiern zu können.

Diese Extrafreiheiten waren aber durchaus nicht Ausflüsse zu guten Verdienstes. Es waren Großhändler den Kollegen gegenüber. Die Folgen von diesen Geschäften hatten die „Künstler“ zu büßen und wir anderen auch, denn eine Steigerung der Löhne bewirkten diese „Stars“ nicht, denn gerade die durch ihr Treiben entstandenen Schulden brachten sie in eine böse Abhängigkeit. Die Löhne in den größeren Städten waren um diese Zeit wohl gestiegen, aber nicht durch das Verhalten dieser Elemente, sondern durch die Tätigkeit der Gewerkschafts- und Arbeiterbewegung, die solchen schädlichen Gepflogenheiten moralisch entgegenwirkten.

Unser Meister, ein blonder heiterer Schwabe, war selbst aus diesen Berstümtheiten hervorgegangen. So fleißig und rührig er war, er konnte es nicht unterlassen, hier und da selbst den Anstoß zum „Maumachen“ zu geben. Wollten die Leute am Montagmorgen ihr Material in Empfang nehmen, so schickte er sie nebenan in den „Goldenen Engel“. „Trinkt derweile einen Schoppen, bis ich fertig bin“, mit diesen Worten schickte er einen um den anderen fort. Zum Schluß kam er häufig selbst herüber, ließ ein Faß Bier auflegen, sang Schwabenlieder und erzählte von seinen Gefellenstreichen. Da die Sache nicht ausartete, so waren es mitunter fröhliche Stunden.

Der Einfluß der Organisation machte sich auch da geltend. Am Montagabend waren die Zusammenkünfte, und da wollte keiner benebelt hingehen.

An Pfingsten erhielt ich den Besuch meiner Schwester. Sie brachte noch eine heimliche Tugendbündlungsfrat mit, die einen befreundeten Kaplan besuchte. Sie wollten am Sonntag in der Frühe in den Gottesdienst. „Ja“, sagte ich, „wir gehen zu den Deutsch-Katholiken“, und führte die Mädchen in den Saal des „Prinz Mag.“, alwo der freveligste Pfarrer Abrecht seiner Gemeinde Vorträge hielt. „Es ist keine Messe, nur eine Predigt“, flüsterte ich. Diese Predigt gefiel den zweien, und da es in dem Raum auch kirchlich ausah, merkten sie noch nichts. Als sie aber beim Ausgang kein Weihwasser finden konnten, da schöpften sie Verdacht und erzählten

beim Kaplan hinterher entrüstet den Betrug. Der Klingelitz mich aber schelmisch an und trübete die Beunruhigten.

In diesem Sommer hatte ich das Alter zur Heerespflicht erreicht. Ich kam bei der Musterung zu der Ersatzreserve zweiter Klasse. Das bedeutete unter normalen Verhältnissen Befreiung vom Dienst.

Jetzt, im Sommer, war meine Wanderlust nicht mehr zu bezwingen. In den ruhigen Tagen hatte ich Broschüren gelesen, mit aller Vorliebe die Lassalle'schen. Von den Vereinsältesten wurde ich deswegen belobigt und aufgefordert, mich zum Redner auszubilden, da ich das Zeug dazu hätte. Das gefiel mir nicht übel, aber ich mußte doch wieder einmal aus Heidelberg fort, und dann war ich es meiner „Kunst“ schuldig, außer den „Kanonen“ auch „Louis Quinze“ anfertigen zu können.

Bald danach befand ich mich auch schon auf der Landstraße. Es ging das Neckartal hinauf, Heilbronn zu, durch das Hohenlohesche Land nach Würzburg. In Ohringen machte ich die Bekanntschaft eines Konbitors aus Bern, Samuel Moser hieß der Mann. Er trug die blaugraue päpstliche Hofe mit gelben Passepolts. Dazu erzählte er, daß er unter dem Badenser Kanzler, dem Generalkassimus Pius IX. gebient, aber vor kurzem desertiert sei. Nun fürchte ihn seine Hofe, denn er fürchtete Entdeckung und Auslieferung. Ich schaffte Nat. Wir setzten uns hinter die Mauer eines abgelegenen Friedhofes. Der Schweizer zog die Hofe aus, ich trennte die Nähte auf, machte das verräterische Gelb weg und flügte die Teile wieder zusammen. Jetzt hummelte der durchgegangene Schlüssel Soldat erleichtert neben mir her. Ich sah bald, daß er es nicht sehr auf die Arbeit abgesehen hatte, um so mehr aber auf seine Landsleute. Seine Jagdgründe waren die deutschen Universitätsstädte und das Wild die Verbindungen der Schweizer Studenten. Heidelberg hatte er hinter sich, in Würzburg brachte er Gulden, Kleider und viele Mühschleim zur Strecke. Ein paar Tage durste der witzige und hellere Landsmann auf der Kneipe hospitieren.

In Röhlingen trennten sich unsere Wege. Er wollte nach Schweinfurt, Jena und Leipzig, ich wanderte Nürnberg zu. Als ich dann in der Stadt drin war, in der alten, mit den Winkeln und Gäßchen und Giebeln, da war ich stolz darauf, zur Zunft eines der großen Meister dieser Stadt zu gehören. Nachdem ich mich müde gesehen hatte und auf einer alten Brücke in die engen Häuser hineinblickte, wie sich dort die Leute über ihre Arbeit beugten, da lief ich das Wasser entlang, einen Meister zu suchen. Zu meiner Verwunderung hörte ich aber, daß ein Streik ausgebrochen wäre. Ich wäre gar zu gerne in dieser Stadt geblieben, und es schien mir hart, hier gerade Solidarität zu üben. So holte ich vom Fachverein mein Geschenk

und zog ab. In der Herberge hatten sich die Leute den Kopf zerbrochen, ob man diese Sache Straife oder Streif nenne.

Durch die Oberpfalz ziehend, kam ich mit noch drei Wandergesellen nach Regensburg. Bei dem Einbringmeister, einem schneeweißen Greis „unter dem Bogen“, erfuhr ich über die Arbeit, ihre Art und Löhnung hier. „80 bis 86 Kreuzer werden bezahlt für ein Paar Damenstiefel.“ „Nicht möglich,“ versetzte ich dem Alten. „Ich komme von Heidelberg, da erhielt ich einen Gulden achtzehn Kreuzer.“ „Ja, da hätten's halt dort bleib'n soll'n,“ meinte er. „Wie soll man denn dabei leben?“ fragte ich ihn jetzt. „Ja met, wissen's, dös ist hier halt a so, am Morgen ist ma a Kreuzerloaberl und trinkt a Solbi Bier, am Mittag da halt ma in der Garkuchel a Supp und a Knüdel drin, und am Abend, da ist ma zwoa Kreuzerloaberl und trinkt a Solbi dazu, und wenn's dös net könn'n, dann müssen's nit auf Regensburg kömma.“

Diesen Spelzettel fand ich sehr ungenügend, und ich trollte der Herberge zum „Walfisch“ zu. Da traf ich meine drei Mitwanderer. Einer derselben, ein Bäcker, hatte auf dem Marsch seiner Herkunft, Nassau, alle Ehre gemacht. Er hatte keinen Pfennig, und wir schlepten ihn mit durch. Nun wurde mir erzählt, der Wirsche hätte ein ganz nahrhaftes Abendmahl eingenommen, und als er bezahlen mußte, eine mit Gulden gespickte Wechblische zum Vorschein gebracht. Auf die Vorwürfe der zwei Wanderburschen habe er entgegnet, daß er das Geldbilde getan habe, die Büchse uneröffnet nach seinem Reiseziel, Wien, zu bringen. Jetzt habe er es vor Hunger nicht mehr ausgehalten. Der Wirt hörte diesen Sachverhalt und setzte gleich den Bäcker ohne Gnade an die Luft. „So an Hornabsäger leid i nit in meiner Stätten!“ rief er hinter ihm drein.

Ich badete in der Donau, sah dann von der Brücke das Land hinauf und hinunter und schlug den Weg nach Straubing ein. Hier fanden sich wieder zwei Wandervögel zu mir, ein Kaminseger und ein Mecklenburger Junterföhuchen. Dieser hatte Ökonomie studiert und reiste auf Gutsvorwärterei. In Ungarn hoffte er das Ziel zu erreichen. Er war ein netter Wirsche, schien wohl seinem Vater zu wenig folglosam und wurde eine Zeit auf „Schmal“ gesetzt. Zwischen Straubing und Bogen macht die Donau eine Krümmung, das hielten wir für den geeigneten Ort, unsere Wäsche zu wässern. An feichtere Stelle standen wir im Flusse und walkten unsere dürftigen Föhnlein. Dann legten wir sie in die Sonne auf Weidengebüsch, wir selbst verbargen uns mit gutem Grund hinter den Büschen. Derweilen in der Stille betrachteten wir den blauen Himmel. Auf der Höhe, die über dem Tal hervorsprang, stand die Bogener Kirche und schaute wie der Frieden ins Land, die Ähne ihres Obdalkens schwebten über

uns hin. Als wir in unsere trockenen Sachen schlüpfen konnten, wanderten wir weiter über Kloster Metten, wo wir uns das Maß Bier und ein derbes Stück Brot geben ließen, wie es dort Gewohnheit war.

In einem Samstagabend quartierten wir uns in einem Dorf-wirtshaus ein. In der Stube fanden sich die Bauern zahlreich ein, beim guten Bier diskutierten sie lebhaft. Schon wollten einige mit dem Krug argumentieren, da erscholl ein heller Klang vom Bet-glocklein. Plötzlich war in der Stube heilige Stille. Güte und Milde flogen von den Häuptern, und alles betete. Kaum war das Glocklein zu Ende, so setzte der Krakeel da wieder ein, wo er abgebrochen war.

Am anderen Sonntag nach dem Gottesdienst antwortete mir eine dicke, rotwangige und resolute Meisterin in Deggen Dorf zu meinem Vor-spruch: „Ja, guat is, Arbeit können's hob'n.“ Ich versprach zu kommen und ging. Da rief sie mir noch freundlich nach: „Kommen's aber sei auch zum Mittagessen heut um zwölfi.“ Das tat ich gerne. Pünktlich fand ich mich ein. Als ich im Flur an der Küchentür vorbe-wollte, da hörte ich, wie die Meisterin auf den langen, dünnen Meister Lorenz einredete: „Du, Oltter, a fets Herrl hob i elgstellt. Von weither is es, und i woas nit, ghört er zu de Franzosen ober zu de Preußen. Und können duat er woas, hot er g'sagt, und dös glaub i ehm a.“ Inzwischen hatte mich Meister Lorenz erblickt, ich stellte mich vor und er erläuterte mir den Vertrag seiner Hausohre. Sehr überrascht war ich, als sich zum Mittagessen fünf Gesellen und zwei Lehrbuben einstellten. Das hatte ich in dem kleinen Städtchen nicht erwartet. Der Meister, so sagte man mir, lasse neben der ständigen Kundschaft im Vorrat arbeiten, und seine Frau besuche die Märkte. Die ganze Gesellschaft bildete einen Kreis zum Tischgebete. Ein Lehr-bube in der Mitte mußte vorbeten. Zum Schlusse des Gebets ruhten aller Augen auf mir, und die Augen sagten: wird er auch 's Kreuz machen, und ist er katholisch? Da juckte mich der Schelm, ich unter-ließ das Kreuz.

Während des Essens wurde ein Lehrjunge und der jüngste Geselle über die Predigt abgehört. „Und ihr seid eh wieder in Predigt und Amt gewesen,“ meinte Meister Lorenz zu den älteren Gesellen. Das hieß, sie hätten die Kirche geschwänzt und seien im Bräu neben der Kirche eingefeht.

Die Mahlzeit beim neuen Meister war gut und kräftig, und so blieb es auch. Der Deggen Dorfer Knödel fehlte bei keinem Gericht. In der Frühe wollte mir die niederbayerische „saure Suppen“ nicht munden, ich gewöhnte mich aber daran, denn sie war nahrhaft. Abends hatte man für den kräftigen Zeit des Mahles selbst zu sorgen, wie alt den meisten Plähen, doch ein Krügel Bier stiftete die Meisterin dazu.

Zwei der neuen Kollegen luden mich zu einem Ausflug ein. Auf einer Anhöhe im Bierkeller trafen wir Gesellen aller Gewerte. Ich saß nicht lange am Tisch, so hörte ich, wie einer meinem Kameraden ins Ohr tuschelte: „Was is er für a Landsmann?“ „Ein Badenser,“ lautete die Antwort. „Dös is a Glück für ihn,“ sagte der andere, „hob scho glaubt, er war a Preuß, den hätt'n m'r aber dervalkt.“ Da rief mir ein strammer Bursche über den Tisch zu: „Mur loi Angsch, Landsmã, mir zwoi ghöre z'samme, i ben e Schwob vo Notteburg, Hall hoß i, und a Häfner ben i. Und i ben au no do, wenn die Siache ebbis wölle.“

Dieser Bursche war schon länger im Ort, und die Einheimischen hielten viel auf den gemüthlichen und mündfertigen Schwaben, das merkte ich bald. Ich vermutete einen Gesinnungsgegnen in ihm und verhehlte es ihm nicht. Er antwortete mir: „I woß scho, was du moinscht, aber laß no sei, die Burscht hän loi Semn dafür. Dös isch grad, wie wenn de a Dohs ins Horn pfeze tusch. Im ganze Gäu schwört alles auf de Baron Hafenbrädl, und b' Fraktion Semmel-schmarrn isch Trunpff. Bloß oi liberal Gosh hämer do, dös isch der Banotti, und der muess 's Moul halte wege sein G'schäft.“

Abends fanden wir in einem anderen Wirthshaus einen Tisch Ge-sellenvereiner. Die Leute schimpften mörderlich über die Liberalen, die Preußen und über den Bismarck. „Was will denn so a Bismarck, a nothiger Schnelber is er gwen, und jeht will der uns zwicke,“ schrie einer vom Tisch herüber uns zu. „Das ist nicht wahr,“ protestierte ich. „Der Bismarck ist ein Junker und kein Schneider. Ihr verwechselt ihn mit dem alten Derflinger.“ „Woher is,“ schrie der Mann jetzt, „d'r Kooperator hot's uns g'sagt, und der muess es wissen und Klagt nit!“ „Das kann ich nicht glauben, daß ein Kooperator so etwas behauptet und erzählt,“ erwiderte ich. „Doch, doch, das gehört zur Taktik der Patriotenpartei, genannt Semmelschmarrn,“ sagte einer aus unserer Gesellschaft.

Als ich am Montag früh mein Werk begann, wurde mir der beste Platz am Fenster eingeräumt. Daß ich etwas mehr gelernt hätte, als hier verlangt und gelehrt wurde, schienen demnach alle stillschweigend vorauszusetzen. Daß es so war, sah ich an der Qualität der Produkte, die ich zu sehen bekam. Das freundliche Schmunzeln der Geheule bekundete mir schon am Mittagstisch, daß sie zufrieden waren. Bei den Kollegen wurde ich am Abend sehr aufmerksam behandelt. Es ging mir so wohl, weil Meisterin, Gesellen und Lehrjungen schon in der Nachbarschaft für mein Ansehen gesorgt hatten.

Es war ein guter, auffälliger Zug der Arbeiter in jener Zeit, daß sie das Können und die Überlegenheit von Kollegen netlos an-erkannten und mit Stolz davon erzählten. Diese Eigenschaft trug

aber auch Schuld daran, daß zuweilen die „Berühmtheiten“ geächtet wurden.

Zunächst war die Hauptfrage der Kollegen, herauszubekommen, ob ich katholisch wäre oder nicht. Ob ich in der „Gnadenzeit“ beichten gehen werde, wurde ich befragt. Ich sagte, das hätte ich nicht nötig, ich wäre kein Sünder. Deggen Dorf ist ein „Gnadenort“ (Wallfahrt). Die Gnadenzeit dauerte etwa einen Monat und war für Deggen Dorf dasselbe, was für einen Badeort die Saison. Aus ganz Niederbayern und Böhmen kamen die frommen Waller. Diese gnadenreiche Wallfahrt stammte aus dem vierzehnten Jahrhundert. Damals hatten die Juden eine Hostie gestohlen und wollten ihre Geheimnisse damit treiben. Die Hostie aber verwandelte sich in das Christuskind, und alle Märtern konnten ihm nichts anhaben. Die Folge war ein schreckliches Judenmassaker, und als Gedenken entstand die Wallfahrt zur Gnadenkirche in Deggen Dorf.

Gegenüber dem Städtchen, auf der anderen Seite der Donau, erhebt sich ein Hügel, der Matternberg. Ein frommes Gedicht, von den Wurschen unzähligemal deklamiert, erzählt von seiner Geschichte: Der Teufel ärgerte sich über den Gnadenort Deggen Dorf, der ihm seine Seelen wieder entzog. Da lud er sich im Bayerischen Wald einen mächtigen Felsblock auf einen Karren. Nach dem verhassten Ort schob er diese Last und wollte sie unterhalb des Ortes in die Donau werfen. Dann sollte eine Überschwemmung den Gnadenort vernichten. Unterwegs gönnte sich der Teufel eine Rast, er war vor Mühe in Schweiß gebadet. Da erkönte das Frühlingskleein von Kloster Metten, und des Teufels Macht war zu Ende. Er konnte seine Fuhre nicht mehr heben, sie blieb liegen und wurde der Matternberg.

Jeder der Kollegen hatte etwas anderes zu erzählen. Als aber das Gedicht vom Teufel und dem Matternberg von einem Gesellen besonders inbrünstig vorgelesen wurde, mußte ich laut aufschreien. Da war die Entrüstung groß, und nur der Respekt vor dem ersten Platz, den ich in der Werkstätte inne hatte, rettete mich vor Prüfgeln.

Wir hatten in der Werkstätte auch einen „Berühmten“. Bierzehnmal schon hatte sich der Duffner-Franz bei Meister Lorenz und seiner fetzen Monika verdingt. Das fünfzehnte Mal jedoch blieb der Lorenz standhaft und unerbittlich. Jetzt zeigte der Franz, was er konnte. Er sprach zum Meister: „Hier sind gesparrte dreißig Gulden. Das mag beweisen, daß ich als Gebesselter wiederkomme. Nehme der Meister sie in Verwahrung, und wenn ich je wieder ein blamachender Sünder werde, dann seien die Gulden sein eigen.“ Meister Lorenz ließ sich erweichen. „Tu's, Lorenz,“ sagte die Meisterin, „sonst verkauft er's ja eh!“ Ruhig und fleißig hämmerte und nähte der Franz einige Wochen drauf los. An einem Sonntag kam ich abends

gegen elf Uhr nach Hause. Auf der Stiege brannte Licht und daneben saß die Meisterin. „Gott sei Dank, daß's kinnma,“ sagte sie zu mir. „Hob i an Angst für Jhna ausgestanden. I konn nit schlöfn, vor's da sind. Denken's nur, wenn die bösen Bub'n beim Denkbräu Jhna was täten.“ Ich dankte der Meisterin für ihr Mitgefühl und stieg höher. Ich wußte, daß sie dem Bierkrug nicht abhold wäre, und fragte oben den Franz, ob sie wohl etwas begeistert wäre. „Freilt,“ erwiderte er, „is's begeistert. Aber nit nur, wie du meinst. So a Kanall, so a Ripp!“

In der Frühe saß unser Franz tiefinnig auf dem Dreibein. Von der Küche ging ein Fenster nach der Werkstätte, da erschien die dicke Meisterin und meinte malignös: „Sel Franzl, traust der holt ta Blauen mehr zmache.“ „Karnall,“ rief Franz nach dem Fenster, legte die Arbeit beiseite und verschwand. Gegen Abend kam ein Bote aus dem Bräu und erbat sich für Franz zwei Gulden aus seinem Depot. Am Dienstag wiederholte sich das und auch am Mittwoch. „Da san die Gulden all, un der Franzl soll mach'n, daß er zum Zeuf kinnmt,“ fertigte der Meister den Boten ab.

„Do bran is wieder d' Karnall schuld,“ sagte der Franz beim Abschied bissig.

Sonntags ging ich weder in die Kirche noch in „Predigt und Amt“. Auf der Leihbibliothek holte ich mir zerlesene Bände. In der Kirchenzeit und an den Sonntagnachmittagen verzog ich mich an Liebsten in ein nahe's Gehölg. Da las ich bis zum Überdruß die Mitter- und Räubergeschichten. Eine bessere Lesekure war für mich nicht erreichbar.

Nach Felerabend saß die Meisterin gewöhnlich auf der Bank vor dem Hause und kiffelte ihre „Biersuppen“. Die Brotdrocken schwammen im Krüge herum, und der Schaum triefte auf ihren Kock herunter. Dazu lud sie mich oft ein: „Gengen's, Herle, sehen's Jhne zue mir her un verzählen's mir was.“ Sie hatte aus meinen Papieren gemerkt, daß ich katholisch wäre. Ihre bierseligen Augen ruhten mitleidig und freundlich auf mir, und sie konnte die Gottlosigkeit eines sonst so braven Menschen nicht begreifen. So ließ sie mir eifrige Ermahnung zur Einsicht angedeihen.

Jetzt kam die „Gnadenzeit“ heran. Da ich nicht beichten ging, nahm sich Meister Lorenz meiner verlorenen Seele an und hielt mir eine leidenschaftliche Strafpredigt. „Süchent, die nit emol beichten gehn, können in mein Haus nit bleiben,“ schloß er. Ich sagte, daß da geholfen werden könne. Denn ich hatte Deggen Dorf als Notstation zur Verbesserung meines dürftigen Beutels betrachtet, für später hatte ich aber schon lange Österreich im Sinn. „Ich will Jhr Haus nicht länger verunreinigen,“ sprach ich entschlossen. Da bestärkte er mich: „Ja, furt dürfen's nit, bei Jhne is's a Ausnahm,

weil's aus e me lutherischen Land san. Un nach Wien dürfen's scho gar nit, da Timma d' Deut im Frack hin un mit em e Kamisfol wieder raus."

Es half aber nichts. Als ich auf der Bürgermeisterei mein Wanderbuch holte, hielt mir der Beamte, Lorenzens Spezi, noch eine Rede, doch auszuhalten. In verlockendem Tone meinte er: „Weiben's halt do, denn so Knödel wie in Deggendorf bekomme Sie nimmermehr.“

Ich wanderte aber doch am nächsten Tage an der Donau entlang, stieg auf die Ortenburg und schaute über das weite niederbayerische Getreideland hinweg. Dann traf ich zwei Wanderburschen, einen Preußen und einen Sachsen.

„He, Handwerksburschen, wollt's mitfahren?“ rief uns der Leiter eines Floßes zu, das auf der Donau hintrieb. Wir hatten nur darauf gewartet. Im nächsten Augenblick waren wir schon mit der Zille (Boot) hinübergeholt. Das Floß wollte nach Budapest. Es war mit Marmorplatten befrachtet und kam aus der Ffar. Ich wußte, daß die Floßmeister weniger Leute anstellten, als sie gebrauchten, und daß sie die fehlenden Ruderkräfte gerne durch Handwerksburschen ersetzten. Auf Kommando zogen wir nun die Ruder bald rechts, bald links, wie es die Strömung wollte. Dafür erhielten wir Brannt und Speise. Wer bis ans Ziel ansieht, durfte noch auf etwas Kleingeld hoffen. In einer Bretterbude auf dem Floß wurde geschlafen. In der Morgensonne, am Tage und bei Sonnenuntergang tauchten vor uns die Uferbilder auf und verschwanden. Hügelszüge wurden in der Sonne deutlich und verklärten sich am Abend mit Gold. Das Wasser der Donau, des Innis und der Elz vereinte sich in einem Becken, in dessen Spiegel die Giebel von Passau schaukelten. Im Vorüberfahren sahen wir ein großes festliches Getriebe, ohne neue Drahthängenbrücke, die nach der Feste Ober- und Unterhaus hinüberführte, wurde feierlich eröffnet und vom Bischof eingeweiht.

Bei Engelhardtszell wurde Anker geworfen. Wegen der Herbstnebel durfte nichts nicht gefahren werden. Die Grenze war auch da, die österreichischen „Spinatwächter“ besuchten uns. Sie durchsuchten Floß und Bemannung auf Schmuggelware. Sie fanden nichts, aber mich nahmen sie fest, da in kurzer Zeit mein Meisepaß abgelaufen war. Auf dem Zollamt wurde mir gesagt: „Der Mann muß zurück nach Bayern.“ In Deggendorf hatte ich in einem alten Schmiedler gelesen, daß im Kloster in Engelhardtszell der Pandurenoberst Franz von der Trent ermordet worden sei und die Wundflecken noch zu sehen seien. Da wollte ich noch hin. „Das hob'n schon mehr so Fegen behauptet,“ meinte der Oberzöllner, „aber nig is, ausm Spielberg hot 'n der Teufel g'holt.“

Mit der Zille wurde ich über die Donau gerudert und jenseits ans bayerische Ufer gesetzt. Dafür wurden mir noch zwölf Kreuzer

abgenommen. Sobald ich den Spähern aus den Augen war, wanderte ich doch Österreich zu und kam auch ohne Anstand über die Grenze. Das Augenzwinkern des Floßherrn hatte ich so verstanden, daß ich mich ruhig wieder an einer anderen Stelle einfinden könnte. Am nächsten Tage zog ich wieder am Ruder und genoß auf der Fahrt zwischen Passau und Linz eine blaue sonnige Landschaft in friedlich sorgloser Arbeit.

In Wien durften wir einen Tag rasten. Über die Arbeitsverhältnisse meiner Kunst vernahm ich nichts gutes. Das Wesen der Wiener hatte mir stets gut gefallen, aber nun nicht sehr in Wien selbst. Die Arbeiter, die ich traf, hatten einen starken Stich in großstädtische Verbordbenheit. Da ich keine Aufenthaltbewilligung fürs Ausland hatte und zudem in meinem Wanderbuch der Befehl der Zurückweisung von Engelhardtszell stand, so hätte meine Suche nach Arbeit keinen Zweck gehabt, ebensowenig in Budapest, wo wir in einigen Tagen landeten. Bei der Verabschiedung erhielt ich zwei Gulden Lohn vom Floßmeister. Ich besah die Stadt und wanderte nach Steiermark zurück. Da gefielen mir Land und Leute. Ein Spengler war mein Reisekamerad. Nachtquartier und Zehrung wurde uns zumeist freundlich von den Bauern gewährt. Nach Essen und Gebet gab es oft heitere Unterhaltungen. In der Bauernstube wurden Geister- und Hexengeschichten erzählt, daß ich mich in die heimatische Kunkelstube versetzt glaubte. Bei einem Bauern wurden wir auf den Heuboden zum Schlafen geschickt. Am Mitternacht weckte uns ein Geräusch. Eine Gestalt stand vor uns, in ein weißes Tuch eingehüllt, unter dem ein Lichtschein hervorleuchtete. „Luet Ruhe, ihr Gottlosen,“ dünkte es uns entgegen. „Das hast du wohl nötiger als wir,“ sagte mein Kamerad gleichgültig. Er nahm seinen Waßstock, der neben ihm lag, und ließ ihn auf das Geisterhaupt sausen. Darauf sprang der Geist wehklagend über die Stiegen hinunter. Bei der Morgenstube aber hatte ein Knecht eine große Beule über dem Auge, die ihm von allen Knechten und Mägden gegönnt wurde, da er sich bei ihnen als Ruffschneider und Aigenpeter unbeliebt gemacht hatte.

Als ich wieder in Passau war, waren meine Kreuzer alle geworden. Ich fand für dürftige Bezahlung Arbeit, doch wurde von der Meisterin für wenig Geld ein nahrhafter Mittagstisch gegeben. Die dunkle schmutzige Werkstätte befand sich im Hof, in der acht bis zehn Gesellen und Lehrbuben nicht nur arbeiten, sondern auch schlafen mußten. Die Betten waren zweistöckig, das hatte ich noch nirgends gesehen. Und zwei Leute mußten zusammen in einem Lager schlafen. Ein Wechsel der Wäsche war etwas Seltenes. Als ich der Magd ein vor Schmutz Kleberdes Kissen vor die Tür warf,

weil sie auf meine Beschwerde noch beleidigt war, kam die Meisterin und krächte entsetzt, so etwas hätte zuvor noch keiner getan. Es hatte aber geholfen. Ich bekam ein frisches Bett für mich allein, wenn auch oben unter dem Dach. Immerhin waren mir die Schneeflocken, die oft lustig zu mir hereinfielen, angenehmer als unten der Dunst von arbeitenden Menschen und der Qualm von vier Lampen. Unter den Arbeitern am Orte waren viele Escheken. Sie waren bei den anderen nicht beliebt, das fühlten sie auch und waren deswegen in sich verbissen.

Im Arbeiterbildungsverein, dem ich mich anschloß, waren einige Sozialdemokraten. Der Verein selbst machte mit den Liberalen eine Sache. Wir taten aber, was möglich war, für unsere Überzeugung Stimmung zu machen. Namentlich ein schlanker, blonder Sattlergeselle war eifrig dabei. Am 9. November wurde eine Gedenkfeier für Robert Blum veranstaltet. Die Gedächtnisrede hielt der blonde Sattler: Ignaz Auer.

Es war für uns die einzige Erholung, wenn wir am Sonntag über unsere Ideen diskutieren konnten. Der Sattlermazi hielt damals viel auf Bismarck. „Der weiß, was er will,“ sagte er oft. „Die süd-deutschen Staaten können nichts Besseres tun, als sich dem Nord-deutschen Bund anschließen. Für die Republik wird dann der schon sorgen.“

Am den Unterrichtsstunden im Verein nahmen wir beide fleißig teil. Nazi wurde ungern vermisst, als er später nach Sachsen abreiste. Erst elf Jahre später sahen wir uns in Zürich wieder.

Den Vereinsbrüdern wollten die sozialistischen Ideen nicht leicht in die Köpfe ein. Auf religiösem Gebiet dachten sie alle frei, und bitterböse kamen die Pfaffen weg in den laugen und oft hitzigen Diskussionen. Zimmermanns Pfaffenpeitsche bildete eine Lieblingslektüre in dieser Gegend, namentlich unter den österreichischen Arbeitern. Doch unsere Ziele waren ihnen zu neu und gefährlich.

Der Kampf zwischen Schwarzen und Liberalen tobte lebhaft. Selten kam man in eine Gesellschaft oder in ein öffentliches Lokal, ohne daß hitzige Debatten geführt wurden. Das Haupt der Schwarzen war Rechtsanwalt und Landtagsabgeordneter Dr. Kräher. Dieser Mann war streitbar und hitzig wie kaum einer. Die Liberalen hatten den Bürgermeister Stockbauer auf ihren Schild erhoben. In diese Zeit fiel das Ereignis, daß sich im bayerischen Landtag die Roten und die Schwarzen durch Stimmengleichheit die Wage hielten. Vierzehn Tage wurde jeden Tag das Struttinium vorgenommen, ohne daß ein Präsidium zustande kam, alsdann erfolgte die Auflösung. Da höhnte Sigl in seinem „Vaterland“: „Vierzehn Tag in München aessen, vierzehntausend Gulden afressen!“

Mit einem Buchbinder, der am liebsten alle Pfaffen hätte hängen gesehen, stritt ich mich öfters. Der junge Mann war jähornig. Mitten in der Nebe riß er eine feine achtkantige Stahlklinge aus seinem Stock und stieß sie meiner Brust entgegen. Der Nachbar fiel ihm schnell in den Arm, und der Stahl fiel aus seiner Hand. Da war auch schon sein Horn verbraucht, und er schenkte mir weinend seinen Stock zum Gedenken.

Wir alle auf der Arbeitsbude waren katholisch. Unser Meister kümmerte sich nicht darum, ob wir unserer Pflicht gegen Mutter Kirche nachkämen. Um so erstaunter war ich, als er nach Ostern zu uns kam und sagte: „Bitte, Beichtzettel abliefern, der Kooperator is vorn und will's haben.“ Jeder holte seinen Streifen hervor, nur ich hatte keinen. Da meinte der Meister: „Dös machen's nur selber mit ihm ab, der kummt Gahna jeh gwisß übern Hals.“ Gleich darauf schob sich ein jugendlicher Schwarzrock energisch zur Türe heretn. „Wo ist der goldvergeffene Heib!“ schrie er uns an.

„Der bin ich.“

„So, noch so jung und schon so schlecht! Schämen Sie sich gar nicht, so ohne Halt und Glauben durchs Leben zu gehen?“

„Ob ich schlecht bin,“ erwiderte ich, „darüber wissen Sie nichts und haben auch nicht darüber zu entscheiden, und wie ich durchs Leben gehen will, das lassen Sie nur meine Sorge sein. Auf alle Fälle ist der Beichtzettel dafür nicht maßgebend, und ich bringe auch keinen.“

Dann hämmerte ich auf meiner Sohle weiter, so daß ich von seiner Abschiedsermahnung nichts hörte. Der lustige Christl sagte jetzt: „Dem Planer is's ja gor nit um dös Zettel z'tuan, sondern ums Geld.“ Für jeden Zettel mußte eine Gebühr bezahlt werden. Die Kollegen erzählten, daß zur Osterzeit mit den Beichtzetteln ein schwunghafter Handel betrieben wurde. Allerlei Schlauberger, darunter auch der Christl, gingen recht oft beichten und zum Abendmahl, allemal in einer anderen Kirche und bei einem anderen Priester. Die Zettel wurden an solche verkauft, die nicht beichten gingen, aber doch einen Zettel abliefern sollten.

In diesen Tagen schrieb mir meine Schwester, daß ihr das Dienen bei den Bauern nimmer gefalle, und daß sie ins Kloster gehe. Das Schicksal der Barbara Ubryl war damals in aller Munde. Ich schrieb ihr darüber. Sie blieb bei dem Entschluß, und bald brachte der Särlinger-Toni, der Ehrenbegleiter aller ins Kloster ziehender Bauernmädchen, sie mit anderen nach Straßburg. Im Orden „Zum guten Hirten“ in Ungerß fand ihre Aufnahme statt. Sie hat es nie bereut, so schrieb sie mir stets. Nach zwölf Jahren starb sie im Kloster zu Bröven in Belgien.

Im Sommer 1870 war die Kriegsfurie entseßelt. Später wurden die Ersahreserven eingezogen. Auch ich erhielt die Aufforderung, beim Ersahbataillon des vierten badischen Infanterieregiments in Nastatt mich einzufinden. Die Militärbehörde in Passau machte mir bürokratische Schwierigkeiten wegen der Fahrgeldentschädigung. Kurz entschlossen gab ich einem Begleiter eines Ochsenzuges ein Trinkgeld und fuhr als Ochsentnecht mit bis Heibelberg. Dort erhielt ich das Stappengeld. In Nastatt fand ich mich einen Tag zu spät ein, und dieß brachte mir beim Feldwebel ein schweres Donnerwetter. Fast noch wütender trieb es der Kapitän d'arnes, der mich auf die Montierungskammer zur Einleitung jagte, nicht führte. Die Pickelhauben waren für mein Haupt zu groß, da säßte er mir eine unfaßt auf den Schädel und schrie: „Die muß dir passen, du Polack!“ Als ich dann die alten, knorpeligen Rindslederstiefel mit sachmännischem Entsetzen betrachtete, warf er mir ein Paar in den Rücken. „Die mußst du have, du Hundsknoche,“ kratzte er in Obenwälder Mundart.

Nachdem ich notdürftig einexerziert war, wurde ich bey Handwerkerabteilung überwiesen. Da war es erträglich. Neben der Übung erhielten wir noch eine, wenn auch mäßige Bezahlung für die Arbeit. Das besserte sich noch, als der geschäftsführende Sergeant mich für die Arbeiten seiner privaten und Offizierskundschaft heranzholte. Später kam ich in die Abteilung der Sattlerei. Tornister, Brotbeutel, Säbelscheiden und Wandellere wurden da gemacht. Feldflaschen mit Leder überzogen. Die Kohorte wurde noch durch gefangene Franzosen verstärkt, und wir arbeiteten einträchtig zusammen. Das heißt wir und die Franzosen, sie unter sich waren nicht einig. Der Streit und der Hant über die Ursachen ihrer Niederlage hörte nie auf und artete oft zu Lällichkeiten aus. Sie teilten sich in Anhänger des Kaisers und der Republik. Einig waren sie nur darin, daß die Offiziere nichts getaugt hätten, daß alles verraten und verkauft gewesen wäre.

Gegen uns waren sie artig, und wir waren ihnen gefällig, wo wir konnten. Oft verschafften wir ihnen von unseren Uniformen, damit sie an unseren Ausflügen in die Stadt teilnehmen konnten. Für uns war das gefährlich, aber es ist stets gut abgelaufen. Später mußten wir unsere Gefälligkeiten einstellen, als das Gerücht umging, die Gefangenen von Nastatt, Ulm, Mainz und Rblm hätten durch allerlei geheime Manipulationen große Massen von Dolchen und Revolvern zugestellt erhalten und wollten über die Weihnachtstage die deutschen Besatzungen niedermachen und ausbrechen, um am Oberrhein und bei Belfort den Deutschen in den Rücken zu fallen. So unwahrscheinlich das auch war, das Gerücht wurde ge-

glaubt, und wir mußten die gemeinsamen Ausflüge unterlassen. Am 18. Januar 1871, dem Tag der Kaiserproklamation, wagten wir es dann wieder, zwei Franzosen mitzunehmen. Während unserer Promenade durch die Stadt wurden 101 Kanonenschüsse gelßt. Da sagten unsere französischen Kameraden lächelnd: „Ecoutez! Madame Germania ferme les volets.“ Sie wollten damit sagen: Frau Germania schlägt die Läden zu. „Encore un coup!“ (Wieder ein Schlag!) wiederholten sie bei jedem Knallen.

Einer der gefangenen Straßburger, Sergeantmajor (Feldwebel) Sebiller, ein Pariser, wurde Obermeister bei den Sattlern. Deutsche und Franzosen waren mit seiner Meisterei zufrieden, und unser Zahlmeister hatte ihn sehr ins Herz geschlossen.

Sinnmal boten uns die von Metz gefangen eingebrachten Gardes ein häßliches Schauspiel. Im großen Hof der Friedrichsfeße hatten die Leute Kegelbahnen und Spielgelegenheiten aller Art errichtet. Auch eine Kantine war da. Tagsüber konnten sie sich da ergehen. An irgend einem Gedenktag der Napoleoniden sandte die Kaiserin Eugenie 40000 Franken zur Verteilung an die gefangenen Gardes. Das gab ein Fest auf dem Platz, das gegen Abend in eine abscheuliche Schlägerei ausartete. Sicher wieder aus dem Grund, wer die Schuld an den Niederlagen trage. Vom zweiten Stock der Kaserne aus waren wir Zuschauer der wilden Szenen. Die Waffen waren die Sabots (Holzschuhe), und es gab mit ihnen ziemliche Verletzungen. Einem Mann wurde die Nase aus dem Gesicht gebissen. Erst die Bajonette und die Kolben unserer Landwehrmänner brachten die Ruhe wieder zustande.

Aber auch ein immer Zufriedener war in unserem Kreise. Das war ein alter stattlicher Troupiere mit vielen Gluständen und Ehrenzeichen. Kaltenbach hieß er und war aus Buchweiler im Elsaß. Er diente bei der Artillerie in Straßburg als Korporal. Bei uns schüßerte er und rauchte seine Pfeife. Um die Händel der Welt und der Franzosen kümmerte er sich nicht, aber er hatte doch ein Interesse. In jeder Stunde fragte er mich, ob die Preußen ordentliche, ehrlische Leute wären und ob sie dafür sorgen würden, daß er das für seine vielen Glustände bei der Caisse de Bank in Straßburg deponierte Geld wieder bekäme. „Dem,“ schloß er seine Frage, „in Kolmar habe ich eine alte Freundin, die ein Wirtschäfte betreibt, die möchte ich heiraten.“ Jedesmal tröstete ich ihn wegen der Preußen und wegen dem Geld. Kaum aber hatte ich Ruhe, so fragte er in der nächsten Stunde das gleiche.

In dienstfreien Stunden wanderte ich gern an die Ufer der Murg. Da waren Barackenlager für die Gefangenen errichtet. Besonders Turkos, Zuanen und Spahis waren hier untergebracht. Unter

den Arabern und Berbern gab es schöne stattliche Gestalten. Wenn sie in ihre Burnusse gekleidet majestätisch einherwandelten, so konnte man glauben, jeder wäre ein Abdul Kader. Uns würdigten sie, trotz unserer Bewunderung für sie, keines Blickes.

Wir Soldaten waren nicht die einzigen Bewunderer der Söhne Afrikas. Zahlreich fanden sich Frauen und Mädchen ein. Und manches hörte man munkeln.

Für das Essen unserer Abteilung war ein Feldweibel besorgt. Die Speisekarte bestand fast immer aus demselben Gericht, nämlich Nudeln, die er auf einer Maschine selbst machen ließ. Das rief viele Klagen hervor. Ein aus armer Familie vom Soldaten heraufgebiedener Premierleutnant, so etwas kam vor 1866 in der badischen Armee noch vor, hielt uns deswegen eine energische Rede über unsere Unzufriedenheit und stellte uns vor, wie viel besser wir es hätten als die draußen. Wenn noch eine Klage käme, so würden wir sofort zur Feldarmee versetzt.

Am anderen Morgen meldeten sich etwa zwanzig Mann, darunter auch ich, zur Versetzung in die Feldarmee. Es dauerte nicht lange, so standen wir vor dem gestrengen Kommandeur Oberstleutnant von Weizenegger. Dieser herrschte uns an: „Wißt ihr, was das bedeutet, was ihr da macht! Das ist ein Komplott, das ist Meuterei, das ist Rebellion! Ihr habt nicht zu murren, wenn euch hier etwas nicht gefällt. Wenn der Feldsoldat schlechte Stiefel und schlechtes Zeug hat, dann ist er verloren. Dafür müssen wir sorgen, und darum seid ihr hier so nötig als die drüben. Ich wills euch diesmal nicht anrechnen, aber noch so etwas, und ihr sollt meine ganze Strenge fühlen.“

Verdutzt sahen wir Nebellen einander an. Davon, daß uns der Leutnant dazu provoziert hatte, war kein Wort erwähnt worden.

Den Sozialdemokraten legte man damals — bei unserer Truppe wenigstens war es so — nichts in den Weg. Man verstand die Sache noch nicht. Wir wurden höchstens als „sonderbare Kerls“ betrachtet. Es waren mehrere bei der Abteilung, und der „Volksstaat“ kam anstandslos in unsere Hände. Mein Zimmerkommandant, ein Sergeant, forderte mich fast jeden Abend auf, über die Bestrebungen der „Dezimalsozialisten“, wie er uns nannte, und auch allerlei anderes zu erzählen. Er war sogar erkenntlich dafür und besetzte mich vom Kartoffelschalen und den Zimmertouren.

Später wurden wir ins Oberessau und nach Kolmar geschickt. Mit meinem Kameraden, Jakob Gröber aus Baden-Baden, suchte ich das uns zugewiesene Quartier auf. Es war in dem Viertel, in dem die Bürger wohnten, die Landwirtschaft betrieben. Durch das Tor des Gehöftes hörten wir weit hinten in der Scheune dreschen.

Dorthin liefen wir. Plötzlich verstummten die Latte. Mit dem Flegel in der Faust kam ein altes Männchen auf uns zu. „Wenn ihr nur im Rhin verfosse wäre, ihr Raibe!“ so begrüßte er uns. „Papa,“ antwortete mein Kamerad, „wir könne nig dafür, daß m'r do sin. Mir tuen Euch nig, wiese uns nur a Quartier an.“ Der Klang der stammverwandten Töne mochte den Alten etwas veröhnt haben. „So kumme mit,“ sagte er ruhiger. Er führte uns an einen Stall. Oben war der Heustock und an den Wänden ringsum waren Stangen angebracht als Nachsitze für die Gähner. Eine Leiter führte hinauf, da sollte unser Aufenthalt sein. „Da gehen wir nicht hinauf,“ erklärte Freund Gröber. „No lähn ihr's bliebe,“ antwortete der Alte.

Wir hatten Order, in solchen Fällen keinen Kärm zu machen, und zogen ab. „Dös isch 's bescht für euch,“ geiferte uns das Männlein nach. „Neue Win trinke ihr au keine mehr mit uns.“ Im neuen Quartier war es nicht besser. Da bot man uns kein Feu, aber auch kein Bett. Hoch oben in einer mit Ziegel gepflasterten Kammer wies man uns das Lager an. Leere Salzsäcke lagen am Boden und waren für uns die Betteneinrichtung. Die Nacht war schon angebrochen, und so blieben wir. Auf die Frage nach dem Abendbrot erwiderte man uns: „D' Prüße hän 's Esse selber mitbrocht.“ „Das Quartierbillert lautet mit Verpflegung,“ sagten wir. „Mer künne nit Düttsch lese,“ war die etwas böshafte Antwort. Diese Dinge wurden dann bald zu leidlicher Zufriedenheit geregelt, und wir vertrugen uns gut mit den alle Monate wechselnden Quartiergebern. Eine Wirtin war erfreut, daß sie nur Leute habe, mit denen sie in ihrem Dialekt reden konnte und bewirtete uns mit ihrem Besten.

Im Herbst tranken wir doch den „Neuen“ mit den Leuten. Auf den Kirchweihen (der Kilwi oder Meßti) waren wir sehr vergnügt, und es wurde uns dort erzählt: „Lang duret's nimmi, in Afrigue werde dreihunderttausend Kraber ausbote un usgrüschtet, un wänn die kumme, no müßener küsse un kummt lei Schnog von euch über de Rhin.“ Wir lachten dazu und konnten die Leichtgläubigkeit nicht begreifen.

Einmal zogen aus dem Feld zurückkehrende bayerische Gentesruppen durch. Ihre Musik klang den französischen Clairons ähnlich. Gleich war die französische Bevölkerung auf den Weinen, um die aus Afrique ankommenden Freunde zu empfangen. Die Enttäuschung war groß, aber man hoffte weiter.

Am 1. Mai 1872 wurde ich in die Reserve entlassen. Der Zahlmeister versprach mir, mir später zum Oberrn der Handwerker zu verhelfen, wenn ich bliebe. Doch mein Drang in die Freiheit hieß mich gehen: Ich wanderte über den Vogesenkam, da ich hoffte, in einem oder dem anderen der französischen Städtchen drüben Arbeit

zu finden. Ich fühlte jedoch gleich, daß man da keine „Prussiens“ wünschte, und fuhr der Heimat zu.

Dort warteten meiner allerlei Erledigungen. Meine Volljährigkeit hatte ich schon länger erreicht, und der Vormund hatte Rechnung gelegt, die ich jetzt prüfen sollte. Auch meine Schwester im Kloster war bereits volljährig geworden, und Brief auf Brief der Oberin aus Frankreich bedrängte uns, daß man die Zusendung des irdischen Gutes der Schwester beschleunigen möge.

Inzwischen arbeitete ich kurze Zeit in St. Goar am Rhein. Ein Freund zog mich dorthin. Da merkte ich rasch, daß die Stimmung der Rheinländer seit 1870 sehr umgeschlagen hatte. Beim Schützenfest war frohes Treiben auf der Ruine Rheinstein. Im alten Burghof wurde gefeiert. Ich tanzte mit des Meisters Tochter, aber die Brüder, siegesstolze Kaiser-Franz-Grenadiere, wehrten es dem Schneiderlein. „Was ist so ein hergelaufener badiſcher Gefelle,“ tuschelten sie ihr ins Ohr, „der nicht bei St. Privat und Mars-la-Tour gefochten hat.“ Am anderen Tage jedoch wollten sie es nicht so gemeint haben, ich wanderte aber trotzdem wieder meiner Heimat zu.

Als ich die Geschäfte bei meinem Vormund beendet hatte, trieb es mich von der Heimat fort. Gar bald befand ich mich in Osterreich. Unterwegs kehrte ich in Passau ein und besuchte alle Freunde. Bei der Wanderung nach Salzburg kam ich auch in die Heimat des Freundes Ignaz Auer nach Dommelftadt.

Die Deutschen waren in dieser Zeit bei den Osterreichern gern gesehen. In den Gasthäusern, in denen ich übernachtete, wurde mir von den Leuten eifrig versichert, wie sehr man das neue Reich respektiere, wie genug man an Osterreich habe und sich freudig Deutschland anschließen würde. So hatte der Erfolg von 1870/71 auf die sonst so Raifertreuen gewirkt.

In Salzburg beschloß ich zu bleiben. Ich stieg in den Bergen herum, wanderte da- und dorthin und konnte mich nicht satt sehen an der einzigen Lage dieser Stadt. Mit der Abnung der Arbeit aber war es hier schlecht bestellt. So wanderte ich weiter nach Bad Reichenhall. Dort war die Bezahlung eine bessere, und ich fand auch einen Fachverein. In dieser Zeit gab es einen Streik um den anderen. Sie waren stets siegreich, es wurden Verbesserungen und beträchtliche Lohnerhöhungen erreicht. Dies war auch erklärlich, denn die üblichen Löhne standen in keinem Verhältnis mehr zu den Ausgaben und Bedürfnissen, die sich während des wirtschaftlichen Aufschwunges ergaben. Dieser Einsicht konnten sich selbst die Arbeitgeber nicht mehr verschließen. Die Arbeiter wurden sehr zuversichtlich nach den Erfolgen, manchem stiegen die Erfolge zu Kopfe. Dann saßen sie tief-sinnig auf ihrem Dreibein und kalkulierten also: „Alle zwei Jahre

ein Streik, allemal 15 bis 80 Prozent Lohnerhöhung, und bald bekommen wir für ein Paar Damenstiefel 3 Gulden!“

So ging es zwar nicht. Jedoch die Organisation bemühte sich außer der materiellen auch für die geistige und ethische Erziehung der Arbeiter. Das konnte ich in München, wohin ich nach Saison-schluss wanderte, mit Freude beobachten. Mit dem Blaumachen wurde dort aufgeräumt. Der Fachverein im Kreuzbräu faßte den Beschluß, daß jeder Blaumacher einen halben Gulden an die Vereinskasse zu bezahlen habe. Es gab freilich auch ein paar solche, die recht prozig ihren halben Gulden hinlegten, aber gewirkt hatte es hinterher doch.

Ich kannte eine Reihe Kollegen, die nur die dürftigste Wäsche und außer dem Arbeitsgewand keine Kleidung hatten. Nicht einmal Stiefel, nur die Werkstatt-schlappen. Wollten sie am Sonntag oder Montag ins Wirthaus, so ging der eine, der einen Rock besaß, voraus in eine benachbarte Wirtschaft. Der Stiefel (Lehrbube) mußte den Rock zurückbringen, damit jetzt ein anderer und wieder einer den gleichen Weg gehen konnte, so lange, bis die rocklosen Gesellen alle dort waren. Den Heimweg fanden sie dann auch ohne solch strenge Einhaltung der Etikette.

Die Organisation verlangte, daß der Geselle nicht mehr beim Meister esse und wohne. Man sagte sich, wolle der Arbeiter eine ordentliche Wohnung suchen, dann müsse er auch anständig gekleidet sein. Und daß dies richtig war, zeigte der Erfolg. Unter der Leitung des Genossen Rupprecht bildete sich damals eine Produktivgenossenschaft der Schuhmacher. Sie gelangte aber nie zu rechter Entwicklung. Bis die übliche Erfahrung gesammelt war, war auch das Kapital aufgeessen.

Ich gehörte politisch den Eisenachern an und verkehrte auch viel mit Lassalleanern. Da sah ich, daß wir an einem Strange zogen, und ich hatte keine Froube an dem gegenseitigen Gezänke. Von meinen Mitarbeiteren in der Werkstatt, 28 Eisenachern, mußte ich deshalb öfter hören: „Du bist holt a so a Gosencleber.“

Wir hielten gemeinsam die Parteizeitungen, die in Deutschland, Osterreich und in der Schweiz erschienen. Der Reihe nach mußte jeden Tag ein anderer die Artikel vorlesen. Dann folgte die Kritik und Debatten. Die Arbeiterpolitik bildete auf der Werkstatt fast den ganzen Unterhaltungsstoff. Höchstens über die beiden Räuber Gänzwürger und Gumpy aus dem Dachauer Moos und andere Nachrichten aus der Hollertau konnten das Interesse dafür einmal ablenken.

Im Frühjahr 1878 gab es Differenzen mit dem Meister. Wir alle verließen das Geschäft. Der Grund wurde von mir nicht gebilligt, er schien mir sogar unberechtigt. Die Geschäftsleitung wollte

Arbeiten, die am Samstag nicht fertig waren, nicht mehr verrechnen, und zwar deshalb, weil sich Arbeiter häufig die viertels- oder halbfertige, oft nicht einmal angefangene Arbeit bezahlen ließen, aber dann am Montag nicht mehr zur Arbeit kamen. Die Firma war bereit, die Arbeit zu bezahlen, sobald sie fertig sei, doch die Arbeiter hielten an dem „alten Brauch“ fest, und die Solidarität verlangte, daß wir alle gingen.

Vom Arbeitsamt des Fachvereins wurde ich nach dem Luftkurort Tegernsee geschickt. Nicht in die Sommerfrische, doch zu dem wackeren Meister Zacherl. Der Ort war von vornehmen Sommergästen sehr besucht, so war die Arbeit gut und lohnend. Später wurde es damit anders, da hatte der Meister zu klagen: „O mei, 's is nix mehr, es kimma jetzt lauter Jud'n in d' Sommerfrischen, dia bring'n ihr Zeugs mit, und die Würnehmen sanu alle wegblieb'n!“ So sagte er mir, als ich ihn 1895 gelegentlich einer Ferienreise besuchte.

Eine Organisation gab es in Tegernsee noch nicht. Aber einen Verein der „Arfbidelen“, in den die Saisonarbeiter, meistens Parteigenossen, eintraten und die Oberhand bekamen. Das verdroß die Einheimischen, sie verlangten vom Meister Zacherl, daß er die Sozis entlasse. Zacherl meinte hierauf: „Dös fällt mir nit ein, grad die Sozi fan meine besten Arbeiter.“

Im Herbst ging die Saison zu Ende. Cholerasäcklinge aus München brachten im Jahre 1878 aber eine Nachsaison bis in den Winter hinein. Im Dezember verabschiedete ich mich und erhielt die Einladung, wieder zu kommen.

Jetzt lag mir der Winterkurort Meran im Sinn. Ich wanderte auf blendender Schneedecke gerade in den tiefblauen Himmel hinein durchs Achental. In Zenbach stieg ich in den Zug und fuhr nach Innsbruck. Ich war überrascht von der schönen Lage der Stadt im lieblichen Inntal, und darum blieb ich gleich da, um zu arbeiten und überall herumzusteigen. Von einer Morgenwanderung zurückgekommen, suchte ich die Werkstat. Da fand ich sie in einem düsteren und kellerartigen Gelaß im Souterrain. Als ich näher hinsah, gewahrte ich da unten auch die Betten. Ich setzte mich wenig froh zu den Kollegen, und einer von ihnen pumpte mir gleich einen Gulden ab. Ich machte meine Stiefelkellen fertig und forderte darauf den Lohn und das Wanderbuch. Der Meister wollte das nicht gelten lassen, denn die nach deutscher Art genähte Arbeit gefiel ihm. Bei ihm und überall in Österreich begnügte man sich mit der Holznaгельei.

Ich fuhr nun nach Bozen, über den Brenner nach Trient und Verona. Dort war es mit der Arbeit schlimmer bestellt als in Innsbruck, und ich empfand nicht die geringste Lust zur Arbeit. Aber ich hatte auch kein Geld mehr. In Verona ließ ich mir zur Rück-

kehr vom Leihhaus 25 Lire für überrock und Uhr geben. Im Albergo geriet ich zu Leuten, die lebhaft diskutierten. Ich konnte aus allem heraus hören, daß man den alten Viktor Emanuel für einen großen Demokraten und „un uomo con cuore per popolo“ (einen Mann mit Herz fürs Volk) halte. Aber auch an solchen, die wieder gern österreicherisch gewesen wären, fehlte es nicht.

Als ich in Meran ankam, fand ich nur mäßige Arbeit. Die Arbeiterbewegung war lebhaft. In Wien tobte der Streit zwischen „Volkswille“ (Oberwinder) und „Gleichheit“ (Schen). In unserem Verein spielte sich der Kampf im kleinen ab. Sehr rührig war hier der Genosse Lechleitner, genannt Blech, der wegen seiner Kränklichkeit in Meran wohnte. Wir mußten ihn aber bald auf den Friedhof bringen, und das war die erste Zivilbestattung in diesem Nest. Darüber regte sich die Bevölkerung auf. Alle waren auf den Beinen am Bestattungstage und umstanden neugierig den Friedhof. Man wollte sehen, wie das „Fackl“ (Ferkel) verscharrt werde, so drückte sich mein Wirt aus.

Unser Arbeiterverein war eine liberale Gründung, doch gaben die Sozialdemokraten den Ton an. Blech gab uns Unterricht in allerlei Wissenswerten, über alte Geschichte belehrte uns ein Hauptmann a. D. Die Bevölkerung haßte uns, ihre Rosenamen für uns waren: „Lutherische Fackl“ und „Freimaurer“. Damit man uns kannte, trugen viele von uns die Moskische Bluse und die Fortschrittsmütze mit dem Emblem der verschlungenen Bruderhände. Auf solche Auserlichkeiten hielten unsere österreichischen Genossen in jener Zeit viel.

In das Unterrichtswesen der Schwarzen bekam ich einen Einblick durch meinen Nebenarbeiter, einen jungen Wirtshgauer: „Du bist lei Zrofer, du bist woll so a Welscher,“ redete er mich einmal an. „Ein Deutscher bin ich,“ gab ich zur Antwort. „Was Deutsche,“ meinte er, „dös sein doch mir, die Kaiserlichen.“ Er hatte von der Existenz des Deutschen Reiches keine Ahnung, und ich konnte es ihm auch nicht begreiflich machen. Er behauptete immer wieder: „Mir hab'n doch den Kaiser.“ Er kannte außer dem Katechismus kein Buch. Auch mein Meister war ein sonderbarer Kauz. Er war jung, sah gut aus und hatte etwas Geld erheiratet. Aber die Arbeit war ihm nicht ans Herz gewachsen. Er kam nicht einmal seiner Meisterpflicht nach. Das Material warf er mir mit den Worten hin: „Zuschneiden und Zurichten werden's schon können.“ Aber das Zuschneiden verzögerte die Arbeit, und deswegen ging ich später weg. Ohne Pfelle im Munde hatte ich den Meister nie gesehen. Vormittags lag er an der Ofen- und plätscherle Steinchen auf den Wasserpiegel. Nach dem Mittag begann er dort von vorn, und nachts stand er bis elf oder zwölf Uhr qualmend an einem Pfelle der Laubengänge. In

dieser Umgebung war mir zuviel Schwachsin, ich machte mich im Februar 1874 wieder auf die Wanderschaft. Mit einem Gutmacher aus Marldorf und einem Friseur aus Ulm ging ich durch das Passaiertal. Im Sandwirthshaus zu Sankt Leonhard blieben wir über Nacht. Dort sahen wir die Hofer-Meliquien in ihrem Schrein. Am Taufernpass gerieten wir in ein fürchtbares Schneegestöber. Meinen Hut wirbelte der Wind den Berg hinunter. Der Friseur umwickelte mein unbeschütztes Haupt mit seinem Halstuch. Unterwegs setzte ich mich vor Ermattung nieder und schlief sofort ein. Zum Glück bemerkten die Gefährten noch rechtzeitig mein Zurückbleiben. Sie kehrten um, rüttelten mich auf und stützten mich beim Weitergehen. Im Blockwirthshaus unterhalb des Joches fanden wir beim Kofen und Rauchwirthsen unseren Humor und ich die Kräfte wieder. Der Wirth war sehr erstaunt über die Redheit der drei Fremdlinge, bei diesem Gestöber den Übergang zu wagen. Er sagte: „In Meran ist Jahrmakkt morgen, aber kein Bauer hat es sich getraut, hinüber zu wandern. Einer wollte mit Geißen durch, der ist aber umgekehrt.“ Bei uns war die Unkenntnis der Gefahr der Grund unserer Redheit.

Nach der Stärkung erklommen wir das Joch vollends, an der Franzosenschanze vorüber. Auf der anderen Seite lachte uns wärmer der Sonnenschein an. In matschigem Schnee stiegen wir ab. Mit dem Zuge fuhren wir nach München, und von dort wanderten wir nach Ulm.

Unser Guterer trat in die Mansersche Fabrik ein. Der Friseur richtete sich auch ein, und ich fand in einem gutgehenden Geschäft Arbeit. Der Meister war ein eifriger Meistervereiner, doch achtete er gerecht gegen die Arbeiter. Unter den Kollegen gab es noch genug „Blaumacher“, die dann Ende der Woche Nächte hindurch arbeiteten. Die Arbeiter, die die sogenannte erste Arbeit machten, wurden von den Kollegen respektiert, und bald bemerkte ich, daß die Blaumacher der alten Übung sich zu schämen begannen, als sie sahen, daß ich durchaus nicht mitmachen wollte. Nach einigen Wochen ließ mich der Meister rufen und meinte: „Was mein fortwährendes Zureden nicht erreichte, das hat Ihr Beispiel bewirkt. Ich habe jetzt Ordnung in der Bude, und der Sonntag wird gefeiert. Ich danke Ihnen. Nun weiß ich, daß Sie im Fachverein eifrig auf eine Lohnbewegung hinarbeiten. Ich habe mir den Münchener Tarif kommen lassen; ich bin bereit, bei Ihnen die Bezahlung damit in Einklang zu bringen. Bei den anderen kann ich das aber nur teilweise.“

Ich dankte ihm für sein Entgegenkommen, bestand jedoch darauf, daß die Sache auch da entsprechend geregelt werde. Er ritzelte die Stirne und versprach, daß er die Sache prüfen werde. Bei einzeln legte er auch zu.

Auch sonst gefiel es mir in der Ulmer Stadt so übel nicht. Die Lebenshaltung war gut und nicht teuer. Der Verkehr der Bevölkerung untereinander war gemüthlich. Nur in der warmen Jahreszeit zogen sich die echten Ulmer in ihre sogenannten Pferche (Gesellschaftsgärten) in den Donauauen zurück. Die Ulmer Schwaben verfügten über eine reiche Skala Schimpfwörter. Die bekam ich in der Werkstatt oft zu hören. Allen Ärger und Verdruß setzte der Meister in Zärtlichkeiten gegen den Lehrbuben um, und dabei geriet diese Ulmer Skala in die höchsten Löhne. Da sagte ich einmal dem Meister geradehin, daß diese Konzerte ja ganz nett seien, jedoch zuviel von ihnen verderbe den Geschmack daran. Bald darauf ließ er mich wieder rufen. Er sagte, daß er mir doch entgegenkommen sei und auch den anderen soweit als möglich. Nun seien aber in anderen Geschäften die Leute auch aufkässig geworden, und jetzt verlangten seine Mitmeister meine Entlassung, denn ich wäre der Urheber. Daraus anah er sich aber nicht viel, aber daß ich mich in seine Erziehungsmethode beim Lehrlingen gemischt habe, das habe ihm doch nahegelegt, daß wir beide nicht zusammenstimmen, so sehr er ja sonst in allem mit mir zufrieden wäre. Ich erklärte ihm, er solle sich in seiner Erziehungsmethode nicht weiter von mir führen lassen, und er antwortete auch dem Wunsche der Mitmeister entgegenkommen.

Kurz vorher war aus Verona unter Nachnahme Überrock und Uhe für mich angekommen. Dafür war jetzt meine Wertschaft draußgegangen. Den Mitarbeitern hatte ich zu einer Lohnhöhung verholfen. Ich wußte, daß bei ihnen die Soltbarkeit noch nicht sehr entwickelt war, aber als einer schadenfroh fragte: „Wo gehst du jetzt na ohne Geld?“ da verdroß es mich doch. Ich ging auf das Telegraphenamt und meldete dem Meister Zacherl, daß ich zur Saison kommen wollte, aber 20 Gulden haben müsse. In zwei Stunden waren die Gulden angewiesen. In der Werkstatt zog ich die Silberlinge aus der Hosentasche und streckte sie dem neugierigen Frager auf der flachen Hand entgegen. „Siehst, do got er na,“ sagte ich lachend. Einen Tag später bearbeitete ich wieder das Leder bei Zacherl in Tegernsee. Einige Freunde vom vorigen Sommer waren schon dort. Aber von langer Dauer war diesmal mein Aufenthalt nicht. Die Mutter eines Freundes war Witwe und betrieb ein Schuhgeschäft in Rheineck im Kanton Sankt Gallen. Der Freund bat mich, bei ihr die Geschäftsführung zu übernehmen. Das tat ich auch.

Im Spätsommer verabschiedete ich mich vom Meister Zacherl. „Sie hätten noch etwas bei uns aushalten können,“ sprach die Meisterin beim Abschied. „In der Schweiz bestimmen's sicher keine so guten Knädel und Gamsbraten wie bei mir.“ Der Zacherl aber meinte: „No, a jeder sucht halt d'n Himmel wo anders.“

Zum erstenmal kam ich jetzt an den Bodensee. Die Überfahrt von Lindau nach Norschach machte ich bei prächtigem Wetter. Viel zu schnell ging es mir dahin. Die Schweizer Uferlandschaft zog eilig vorüber, und ich verlor viele Augenblicke des Genusses, wenn ich mein Auge von den Appenzeller Höhen abwenden mußte, um in der Ferne die Schneeberge zu sehen oder am Ufer die Auen, oder um den grünen Wellen in ihrem Spiele zu folgen. Am Abend war ich in Rheineck. Die künftige Prinzipalin war eine ältere Dame, die etwas vergrämt in die Welt schaute. Sie war in jüngeren Jahren auf dem Auenenberg bei der Hortense und ihrem Sohne Louis Köchin gewesen. Später hatte sie den lustigen Schuster geheiratet, dem sie zwei Söhne und einiges Geld mitbrachte. Der Schuster habe sie nicht zum besten behandelt, erzählte sie mir. Es war mir halb klar, daß sie wohl den größeren Teil der Schuld daran trug. Ihre Zunge war böß und spitz, auch napoleonische Mucken spukten in ihrem Köpfchen. Das Geschäft hatte nette Rundschaft. Der Verstorbene hatte sein Handwerk verstanden. Zwei Gesellen hatte ich zu be-
meistern und auch fest mitzuarbeiten. Die Leute wurden nach Halb-
stück bezahlt, und um mehr zu verdienen, machten sie sich eine über-
aus lange Arbeitszeit. Als ich dieser Gewohnheit steuern wollte,
führten sie Klage bei der Alten.

In dem Städtchen verliebte ich hellere Stunden. Die Leute waren zugutnypft, doch hatte der Arbeiter, wenn er anständig war, in der ganzen Gesellschaft Zutritt und war bei Gesellschaften gerne gesehen. Die Prinzipalin war wegen ihrer Zunge nicht beliebt, bald ermun-
terten mich etliche Kunden, mich selbständig zu machen. Einer bot mir auch an, mir die nötigen Mittel zur Verfügung zu stellen. Nach Jahresfrist entschloß ich mich, dieser Sache näherzutreten, fuhr jedoch noch einmal der Heimat zu. Dort wandte sich mein Sinn, ich kehrte nicht mehr zurück.

In Offenburg arbeitete ich bei meinem Lehrmeister. Das freute uns beide. Unter der Reihe seiner im Laufe der Jahre ausgebildeten Böglinge hatte er mir die erste Stufe zuerkannt. Ich mußte ihm öfter über die sozialdemokratischen Bestrebungen erzählen. Davon wurde er allemal begeistert. Einmal begann er so zu reden: „Ich bin ein gut christlicher Mann, aber wenn ich noch jung wäre, im ganzen Land tät ich herumreisen und für die Sache predigen.“ Ein andermal fragte er mich ganz plötzlich: „Du, Sepp, du gehst doch in die Kirche und glaubst an mich, um noch nie hab ich dich fluchen hören, wie kommt denn das?“

„Warum soll ich denn über etwas schmähen, was für mich nicht existiert?“ fragte ich ihn wieder. Und nun glaubte er, daß auch ein Ungläubiger nicht fluchen müsse, wie es die Frommen meinten.

Von einer modernen Arbeiterbewegung in Offenburg hörte ich damals noch nichts. In unserem Leipziger Organ erschien eine Polemik mit Professor Biebermann, an der auch ich mich beteiligte. An einem Sonntag kam mein Lehrmeister freudig erregt zum Mittagessen. „Sepp“, erzählte er strahlend, „s hat noch mehr hier von diner Farb. Im Frühlingsoppe in der ‚Zauberflöt‘ do hat der Gese-Karl dem Mutenrieth us ere Leipziger Zeitung was vorglese un gsait: 's isch scheint's au noch a Sozialdemokrat hie. Welli heißt er, wo der nur steck? Ga, dös isch jo unser Sepp, hab i gsait, un da hän die Herrre mich inglade, ich soll dich 's nächstmal mitbringe.“

Daraus wurde leider nichts, denn ich war daran, mich in einer Winterthurer Schuhfabrik umzusehen. Aber später, fünf Jahre danach, erinnerte ich mich dieser Einladung. Da brachte ich ihnen die „Note Feldpost“.

In Winterthur wurde ich mit der Arbeit in der Fabrik, aber auch mit der schweizerischen Arbeiterbewegung vertraut und bekam eine Menge Anregungen und Ehrenämter, deren Pflichten und Arbeit ich freudig auf mich nahm. Es war die Zeit der Winterthurer Demokratenbewegung unter Bleuler und Reinhold Kuegg. Die Arbeiterschaft rührte sich auch und fand Unterstützung bei der Demokratie.

Ein Bekter in Konstanz veranlaßte mich, dorthin zu kommen. Da trat ich dann bei Meister Bumüller ein. Wir waren beide mit einander zufrieden. Neben der Arbeit widmete ich mich der politischen und gewerkschaftlichen Organisation und Agitation. Ich hatte auch hier keinen Arbeitsmangel, denn ich war der Vertrauensmann der Partei und der Bevollmächtigte der Gewerkschaft. Hier lag die Sache durch einige Dummheiten und Ungeschicklichkeiten im argen. Mit Hilfe der Genossen Stark, Maus, Grieger, Böhm und vielen anderen kam die Bewegung wieder in Gang. Freilich auch die Hitze gegen uns.

Eines Tages stand ich beim Meister in seinem Zuschneideraum hinter dem Laden, um das Material zu holen. Da erschien im Laden der Polizeiamtmeister und verlangte Herrn Bumüller zu sprechen. Den führte er vor die Türe und wies über die Straße, wo an einer Hausecke ein großes rotes Plakat prangte. „Da sehen Sie, heute abend redet so ein Geher, der heßt Ihnen die Gefellen auf. Und das schönste ist, der Kerl arbeitet auch noch bei Ihnen, den sehen Sie einfach an die Luft, wir wollen Ruhe hier haben.“ „Erlauben Sie, Herr Wachtmeister,“ entgegnete Meister Bumüller, „ich treibe keine Politik, und ein ‚Kerl‘ ist der Mann, der hier steht, nicht. Außerdem ist er mein pünktlichster und stets zuverlässigster Arbeiter, den Sie mir sicher nicht ansehen.“ Der Wachtmeister verlor die Sprache, sah mich von der Seite an und zog lautlos davon.

Im überfüllten Saale der Sonne war 1877 eine liberale Versammlung. Otto Ammon, damals Redakteur der „Konstanzer Zeitung“, ritt, wie es üblich war, den Revanchegaul. Ich meldete mich zur Entgegnung. Da erhob sich ein Geheul und Getrappel, wie ich es nie gehört hatte, und aus der Prätorianerecke (Eisenbahner) kam die Aufforderung zum Auswerfen. Der exkommunizierte Oberbürgermeister Strohmeyer war Vorsitzender. Selbst diesem hartgesotteneren liberalen Kampfhahn wurde diese Art Propaganda zu toll. Er gebot Ruhe und bedeutete der Meute, daß auch der Gegner Gehör zu beanspruchen habe. Als aber dann Otto Ammon nochmals erklärte, wenn ich imstande wäre, zu berichten, die Franzosen hätten den Revanchegaul abgefaltet, dann wolle man mich hören und mir auf der Marktplätze ein Denkmal errichten, da tobte die Eisenbahnerecke wieder derart, daß wir es vorzogen, uns in Sicherheit zu bringen.

Bei der Wahl fielen 116 Stimmen auf unseren Zählkandidaten August Bebel. Herr Ammon fand sich dann trotz seiner Festigkeit bei dem Genossen stark ein, um die 116 Stimmen für den Kandidaten Heilig zur Stichwahl zu werben. Wir aber ließen unseren Wählern ihren freien Willen.

Unsere Fortschritte waren keine großen. Der Fanatismus der roten und schwarzen Gegner war übermächtig. Namentlich die paar Genossen in der Reichenau hatten darunter zu leiden. Einige Genossen wirkten in Meersburg und Umgebung unter Führung des sehr eifrigen und rührigen Genossen Zumsteeg, der sich später der Schweiz wandte. Wir ließen uns nicht entmutigen trotz Mühe und Not, trotz Spott, Hohn und finanziellen Opfern. Unsere Organisationen waren blutarm, wir konnten den Genossen keine Entschädigungen für Zeit und Arbeit bieten. Delegationen und Reisen mußten noch aus der eigenen Tasche bestritten werden.

In dieser Zeit lernte ich meine Frau kennen. Mit unserem kleinen Vermögen begründete ich ein leidlich gehendes Geschäft in dem Schweizer Grenzort Kreuzlingen bei Konstanz. Die Bekannten setzten meiner Frau nicht wenig zu, daß sie ihr Geschick einem „roten Heber“ anvertrauen wolle. „Solch einen Kerl heiratet man doch nicht“, sagte ihr jemand, „der gehört ins Zuchthaus.“ Sie ließ sich nicht irre machen, und wir schlossen den Bund fürs Leben. Bald fand sie dann Gelegenheit, zu beweisen, daß sie gewillt war, nicht nur die wirtschaftlichen Sorgen, sondern auch die Gefahren und Beschwerden des politischen Kampfes mit mir zu teilen.

Von dieser Tätigkeit während des Sozialstengesetzes erzählt der folgende Abschnitt „Die rote Feldpost“.

